

2. Transnational leben im Fokus wissenschaftlicher Diskurse

Das Thema »Transnational leben« steht im Kontext des aktuellen gesellschaftlichen Wandels, der in diesem Kapitel unter Bezug auf sozial-, kultur- und medienwissenschaftliche Diskurse sowie auf Diskurse in der Migrations- und Genderforschung skizziert werden soll. Begriffliche Konzepte und Thesen aus diesen Diskursen dienen zugleich als theoretisches Instrumentarium für die Analyse des empirischen Materials im weiteren Verlauf dieses Buches. Sukzessive und abgestimmt auf die in den folgenden Kapiteln verhandelten Unterthemen wird dieses Instrumentarium durch weitere theoretische Bezüge und Forschungsergebnisse ergänzt und vertieft.

2.1 Sozial- und kulturwissenschaftliche Diskurse

Seit Ende der 90er Jahre des 20. Jh.s gibt es in den Sozial- und Kulturwissenschaften eine verstärkte Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Entwicklungen, die als neuartig, ja, als Entstehung einer neuen Gesellschaftsform wahrgenommen werden. In dieser Auseinandersetzung zeigt sich ein breites Spektrum an Begriffen. Ich habe drei Begriffskonzepte als Ausgangspunkte für die Vorstellung und Diskussion unterschiedlicher Positionen ausgewählt: Transnationalität, Transkulturalität, Hybridität. Sozial- und kulturwissenschaftliche Argumente werden in diesen Konzepten häufig miteinander verknüpft, eine Praxis, die ich im Folgenden übernehme.

2.1.1 Transnationalität

Transnationalität ist nach Martin Albrow durch ein »globales Bewegungspotential« (Albrow 2014, 119) gekennzeichnet. Zu beobachten sind transnationale

Flows (Hannerz 1995, 4), die auf Mobilität und Ausweitung in einem vielfältigen Sinn verweisen und sich u.a. in Kapital-, Arbeits-, Rohstoff-, Informationsströmen äußern (ebd.). Auch Migrationsbewegungen, die sich seit Ende des 20. Jh.s verstärkt von der südlichen in die nördliche Hemisphäre vollziehen, zählen zu diesem Bewegungspotential.

»[...] people, machines, images, information, power, money, ideas and dangers are all, we might say, ›on the move‹, travelling at bewildering speed in unexpected directions from place to place, from time to time« (Urry 2003, 2),

beschreibt John Urry die weltweiten Ströme. Diese verharren nicht in einem Nebeneinander; es kommt zu makrostrukturellen Verflechtungen, die ihre Wirksamkeit auch auf der mikrostrukturellen Ebene entfalten. Sabine Hess und Ramona Lenz sprechen von einer »transnationalen Durchdringung des Lokalen« (Hess/Lenz 2001, 16). Lokales Handeln und lokale Ereignisse werden von Ereignissen an weit entfernten Orten beeinflusst, bedingt durch Interdependenzen. Antony Giddens charakterisiert die weltweiten Verflechtungen als dialektische Prozesse, da die Entwicklungen an einem Ort zu den Entwicklungen an einem anderen Ort entgegengesetzt verlaufen können (Giddens 1996, 85). Ein Beispiel aus dem Bereich ökonomischer Verflechtungen, das Giddens erwähnt, ist die Verlagerung der Textilproduktion von Pittsburgh nach Singapur, die dort zu mehr Wohlstand führte bei gleichzeitiger Verarmung einer Nachbarschaft in Pittsburgh, deren lokale Produkte auf den Weltmärkten nicht mehr konkurrieren konnten (ebd.).

Verflechtungen in einer transnationalen Welt bedeuten gleichzeitig getrennt und miteinander in Beziehung zu stehen (Hannerz 1995, 66). Einen zentralen Anschlag für die zeitweise oder mentale Überwindung von Trennungen leisteten der moderne Lufttransport sowie medientechnologische Entwicklungen wie globale Fernsehkanäle (Meyrowitz 1990, 10ff.) oder die Einführung des Internets Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die digitale Informations- und Kommunikationstechnologie verfügt über das Potential, jeden Punkt der Welt mit jedem anderen zu jeder Zeit zu verbinden.

Was hat die transnationalen Verflechtungen ausgelöst? Zunächst wurden im sozial- und kulturwissenschaftlichen Diskurs als Ursache die Ausdehnungsbestrebungen des Kapitals thematisiert, ermöglicht durch eine Liberalisierung des Welthandels (Kühn 2012, 14). Albrow betonte im Jahre 1998 die zunehmende übernationale Koordination der Aktienmärkte dank

neuer Technologien, die zu schrankenlosen Finanzmärkten geführt habe sowie die Ausweitung des Operationsradius von Unternehmen und die Steigerung des Absatzes von Produkten außerhalb nationaler Grenzen (Albrow 1998, 415). Ulrich Beck konstatierte im selben Zeitraum die Verabschiedung transnationaler Unternehmen aus dem nationalstaatlichen Rahmen (Beck 1997, 20).

Urry, der sich allgemein mit Mobilität beschäftigt hat, verweist im Fall von Migrationsströmen auf die Suche nach einem besseren Leben als Motiv für transnationale Mobilität, die er als Folge von Armut, Umweltkatastrophen, von politischer Verfolgung und Krieg sieht (Urry 2007, 8; Brooks/Simpson 2008, 160).

Kontrastierend zu seiner Analyse im Jahre 1998 formulierte Albrow neun Jahre später die Ursachen für transnationale Flows allgemeiner, wenn er schreibt, dass es »der Nationalstaat nicht vermocht (habe), die menschlichen Vergesellschaftungsformen auf seine territorialen Grenzen zu beschränken« (Albrow 2007, 260). Die bloße Zunahme transnationaler Beziehungen verweise auf die »Selbsterzeugungskraft des Sozialen und entlarve den Nationalstaat als vergängliches Gebilde« (ebd.). In das Soziale schließt Albrow auch den ökonomischen Sektor ein, wie er bereits 1998 klargemacht hat als er behauptete, dass sich die Wirtschaft als eigenständiger Sektor auflöse. Der Grund hierfür sei, dass globale wirtschaftliche Aktivitäten stets mit sozialen Phänomenen, wie ethnischen Konflikten, Kriminalität oder Familienzerrüttung verwoben seien (Albrow 1998, 415). Was genau das Ökonomische ist, könne folglich heutzutage nicht mehr exakt identifiziert werden (a.a.O., 418). Zur Frage des aktuellen Stellenwerts des Nationalstaats existieren divergierende Stimmen im sozialwissenschaftlichen Diskurs. Nach Mark Terkessidis ist der Nationalstaat nicht verschwunden, aber er sei »durch Globalisierung, europäische Integration und Vielheit im Innern« (Terkessidis 2015, 90) unter Druck geraten. Andere Autor*innen gehen von einer zunehmenden Bedeutung des Nationalstaats als Kontrollinstanz aus (Lüthi o.J.). Die Rolle als Kontrollinstanz könnte eine Reaktion des Nationalstaats auf die eigene Schwächung sein, die sich insbesondere in verschärften Grenzkontrollen und -schließungen ausdrückt.

Wie eingangs erwähnt, gibt es verschiedene Versuche, das Transnationale begrifflich zu präzisieren. Zu den prominentesten Versuchen zählt der Begriff Globalisierung, den Sabine Hess und Ramona Lenz als Prozess der Beschleunigung von Zeit und der Eroberung neuer Räume definieren, der als vieldimensionales und widersprüchliches ökonomisches, politisches, kul-

turelles, soziales, rechtliches, ökologisches Phänomen in Erscheinung tritt (Hess/Lenz 2001, 13). In dieser Definition werden das Prozessuale, die Veränderungen von Zeit und Raum und die Vieldimensionalität als Merkmale von Globalisierung hervorgehoben, die alle wesentlichen gesellschaftlichen Bereiche einbezieht. Anthony Giddens wiederum betont als konstitutives Merkmal von Globalisierung den »Dehnungsvorgang« sozialer Formen und Ereignisse, wodurch gesellschaftliche Kontexte und Regionen über die Erdoberfläche als Ganzes vernetzt werden (Giddens 1996, 85). Albrow will anstatt von »globalization process« (Albrow 2014, 120) von »global age« (ebd.) sprechen, ohne dass er den Globalisierungsbegriff aufgibt, aber er verweist ihn in die zweite Reihe. Der Grund für diese Begriffspräferenz könnte sein, dass Albrow nicht nur eine neuartige weltweite Entwicklung innerhalb des bisherigen Verständnisses von Gesellschaft ausmacht, sondern sich für ihn in der Globalisierung bereits das Entstehen einer neuen Gesellschaftsform, nämlich die globale Gesellschaft, ankündigt (Albrow 2014, 91). Um diesen Umbruch in den Blick zu bekommen, könnte ihm der Begriff »global age« geeigneter erscheinen als der Begriff Globalisierung, der aus seiner Sicht seine Funktion lediglich in der Bezeichnung eines Mittels hat.

Armin Nassehi schließlich, lehnt den Begriff Globalisierung als Analysekategorie ab, weil er Eindeutigkeit suggeriere, wo keine sei (Nassehi 2003, 189). Er könne inhaltlich nach Belieben gefüllt werden und verliere dadurch an »Konturenschärfe« (a.a.O., 191). Zur Benennung globalisierter Sozialformen, die auf keineswegs neuen gesellschaftlichen Verflechtungen beruhten, schlägt er den Begriff Weltgesellschaft vor (a.a.O., 194). Gesellschaft dürfe allerdings in dieser Wortkombination nicht als synonym für die Einheitlichkeit von Lebensverhältnissen und für eine interne Bindungskraft gedacht werden (a.a.O., 197). Vielmehr beziehe das Konzept Weltgesellschaft seine Eignung als Analyseinstrument aus der Nichteinheitlichkeit von Lebensverhältnissen und aus der radikalen Perspektivenvielfalt, die von den Subjekten als solche wahrgenommen und reflektiert werde. Eine Illustration dieser These zur Perspektivenvielfalt stellt der Vergleich eines 21-jährigen Migranten aus der hier vorgestellten Studie dar, den dieser zwischen nachbarschaftlichen Beziehungen im Herkunftsland Syrien und im Migrationsland Deutschland anstellt. In Syrien sei es üblich, erzählt er, Nachbarn nicht nur zu begrüßen, sondern auch zu fragen, wie es ihnen geht und ob sie Hilfe brauchen. Im Migrationsland dagegen, sage man nur »Hallo«, wenn man sich im Treppenhaus treffe. Das sei zu wenig an Kontakt. Der 21-Jährige hat die Differenzen einer unterschiedlichen Bezogenheit auf ein und dieselbe Welt (a.a.O., 226) wahrge-

nommen und reflektiert, was ihn aus der Sicht von Nassehi als »global player« (ebd.) ausweist.

Urry führt den Begriff »Global Complexity« (2003) ein, der der Soziologie dazu dienen soll, die Gesellschaft des 21. Jh.s zu untersuchen. Er will ihn als Alternative zum Netzwerk-Paradigma verstanden wissen, mit dem Manuel Castells (2001) die Gesellschaft des 20. Jh.s beschrieben hat und das auf die strukturellen Verflechtungen abhebt, aber aus Urry's Sicht zu wenig auf den Zusammenhang von »movement and power« (Urry 2003, 12). Der Vorzug des Komplexitätsbegriffs sei auch, dass er gegen einen Reduktionismus und gegen ein dualistisches Denken opponiere. »Complexity argues against reductionism, against reducing the whole to the part« (ebd.), so Urry.

Die Schwierigkeit der begrifflichen Bestimmung des derzeitigen gesellschaftlichen Wandels, könnte daran liegen, dass es sich aufgrund der Erosion von Grenzen zwischen gesellschaftlichen Sektoren und der weltweiten Interdependenzen um einen unüberschaubaren und unberechenbaren Wandel handelt. Zygmunt Baumann brachte den Globalisierungsprozess mit einem »nebligen und sumpfigen Niemandsland, das sich jenseits irgendeiner Planungs- und Handlungsfähigkeit erstreckt« (Baumann 1997, 317) in Verbindung. Hannerz dagegen behauptet, dass transnationale Flows eine Richtung haben (Hannerz 1997, 4). Das mag sein, jedoch kann diese Richtung in einer interdependenten Welt durch unerwartete Ereignisse und Bestimmungen blockiert werden so z.B. wenn ein Migrant aus einem afrikanischen Land mit dem Ziel Schweden aufbricht, unterwegs aber erfährt, dass er nicht weiterreisen dürfe, sondern aufgrund zwischenstaatlicher Vereinbarungen in dem Land, in dem er sich gerade befindet, bleiben müsse.

Ich sehe nicht, dass sich die vorgestellten Analysekatoren wechselseitig ausschließen, sondern eher, dass sie sich ergänzen, weil sie sich auf unterschiedliche Phänomene des globalen Wandels, nämlich auf Prozesse, Kontexte, Merkmale, beziehen.

Was an einzelnen Stellen bereits anklang, soll am Ende des Abschnitts ausdrücklich hervorgehoben werden: Transnationale Prozesse sind nicht per se harmonische Prozesse; sie sind vielmehr von Inkompatibilitäten, Risiken und Gefährdungen begleitet. Baumann verwies auf eine Besorgnis erregende sozioökonomische Polarisierung der Welt und ihrer Bevölkerungen als Folge von Globalisierung (Baumann 1997, 330). Saskia Sassen veröffentlichte 2014 das Buch »Ausgrenzungen. Brutalität und Komplexität in der globalen Wirtschaft«. Sie beschreibt darin auf der Basis einer Analyse globaler Wirtschaftsaktivitäten die Bildung einer »räuberischen Formation« (Sassen 2014, 21), be-

stehend aus transnationalen Eliten, systembedingten Fähigkeiten und globalem Finanzwesen, die für einen steilen Anstieg sozialer Ungleichheit in der Welt und für eine globale Umweltzerstörung verantwortlich zeichnen (a.a.O., 36 u. 259). Hess/Lenz betonen als Auswirkung eines ungehemmten weltweiten Profitstrebens, dass einerseits für das Kapital, für Waren und Dienstleistungen freie Bahn geschaffen wird, während »andererseits die Grenzregime um die Wohlstandsburgen herum, gegen unerwünschte Menschenbewegungen hochgerüstet und militarisiert werden« (Hess/Lenz 2001, 15). In diese Richtung geht auch die Beobachtung von Jan Nederveen, der vor einem zunehmenden Nationalismus, vor ethnischen und religiösen Konflikten warnt (Nederveen 2008, 7).

2.1.2 Transkulturalität

Die Globalisierung hat nach Albrow verborgene Seiten der Moderne zum Vorschein gebracht z.B. das Transnationale und die Suche nach neuen Erfahrungshorizonten, die nicht zwangsläufig an territorialen Grenzen endet und die daher in einem Spannungsverhältnis zum Nationalstaat steht (Albrow 2007, 260). Menschen, die mit ihrem kulturellen Gepäck im Raum unterwegs sind und sich zugleich für neue Erfahrungen öffnen wie es Migrant*innen in unterschiedlichem Ausmaß tun, erteilen der territorialen Begrenzung von Kultur eine Absage (Hannerz 1995, 68).

Mit diesen Überlegungen sind wir bei einem Thema angelangt, das im Kontext transnationalen Lebens von besonderer Bedeutung und zugleich problematisch ist: Kultur. Nassehi hat den Kulturbegriff einer bedenkenswerten Kritik unterzogen. Wie schon im Hinblick auf den Globalisierungsbegriff sieht er im Kulturbegriff ein Versprechen auf Eindeutigkeit (Nassehi 2003, 233). Dieses suggeriere, es gäbe ein Schema, das kulturspezifische Regelmäßigkeiten erspricht und Muster erkennbar macht (ebd.). Kultur wäre, so verstanden, ein »verhaltensrelevanter Deutungsvorrat, der Angehörigen einer solchen Kultur Hinweise an die Hand gibt« (ebd.), wie sie verstehen und sich verstehbar zeigen können. Sie würde als »unsichtbarer Algorithmus« (ebd.) dem sozialen Leben zugrunde liegen und dieses determinieren. Nassehi attackiert homogene und fixe Vorstellungen von Kultur, die – so führe ich Nassehis Gedanken fort – erlauben, Kulturen voneinander abzugrenzen und gegeneinander hierarchisch zu setzen. Er macht darüber hinaus darauf aufmerksam, dass jede Beschreibung von Kultur eine kulturelle Praxis ist, die anders ausfallen könnte (a.a.O., 251). Ähnliche Überlegungen finden sich auch

in der von Sabine Hark und Paula-Irene Villa entwickelten These, die Kultur als »produzierte Kontexte« (Hark/Villa 2017, 13) beschreibt, die »nicht still zu stellen (sind), ohne Anfang und Ende, ohne klare Grenzen und ohne Eigentlichkeit« (ebd.).

Ulf Hannerz versucht, die Problematik des Kulturbegriffs zu entschärfen, indem er eine begriffliche Modifikation einführt. Mit der Intention, das Risiko zu reduzieren, dass die Zuschreibung kultureller Identitäten zu einem Werkzeug für Distanzierung und Ausgrenzung wird (Hannerz 1995, 75), schlägt er vor, die Flow-Metapher auf den kulturellen Bereich zu übertragen und über Kultur als Flow nachzudenken (Hannerz 1997, 6). Das Konzept »cultural flows« (a.a.O., 5) würde das Prozesshafte von Kultur erkennbar machen. Es könnte aber, so wendet er selbstkritisch ein, kulturelle Prozesse als zu leicht und zu sanft erscheinen lassen (a.a.O., 6). Um dem entgegenzuwirken, müssten diese als Prozesse der Veränderung gedacht werden, die nicht nur mit Innovation, sondern auch mit Ungewissheit, Missverständnis und Verlust verbunden sind (ebd.). Was aber beinhalten die cultural flows? Es sind laut Hannerz eine Vielzahl kleinerer Geschichten, Geschichten über Bedeutungen und bedeutungsvolle Formen, die nicht nur einen sondern mehrere Flows ergeben, die sich immer wieder neu verbinden, Mischverhältnisse und Übergänge signalisieren (Hannerz 1995, 79).

An den kulturellen Verflechtungen und Mischungen knüpft der Begriff Transkulturalität an, den ich als Pendant zum Begriff Transnationalität sehe. Die beiden Begriffen rücken zwei Seiten derselben Medaille ins Blickfeld, (1) die nationale Grenzen überschreitenden Bewegungen und (2) die ihnen korrespondierenden kulturellen Vermischungen und Durchdringungen. Wolfgang Welsch, der den Begriff Transkulturalität in den Diskurs über gesellschaftlichen Wandel eingebracht hat, verband damit die Intention, einen Gegenbegriff zu tradierten Vorstellungen von Kultur zu kreieren. Diese seien den von Johann G. Herder formulierten Vorstellungen von Kultur verpflichtet, in denen Kultur als geschlossene Kugel erscheint (Welsch 2001, 259). Dieses Kulturmodell sei nicht nur überholt, unhaltbar, sondern auch normativ gefährlich (ebd.), weil es einer Entwicklung Vorschub leiste, in der sich vermeintlich homogene Kulturen voneinander absetzen, einander verkennen, diffamieren und bekämpfen können (a.a.O., 261).

Auch wenn das Konzept Transkulturalität eingeführt wurde, um den heutigen kulturellen Verhältnissen gerecht zu werden, das, was es bezeichnet, ist historisch nicht völlig neu. So repräsentierte, wie Welsch schreibt, schon Griechenland keine reine Kultur; ohne Ägypten, Babylonien und Phönizien sei

die Entstehung der griechischen Kultur nicht zu verstehen (Welsch 2012, 34). Der Unterschied zu heute bestehe darin, dass transkulturelle Durchdringungen in der Gegenwartsgesellschaft durch verstärkte transnationale Mobilität buchstäblich an Fahrt aufgenommen haben und dass sich dadurch auch der Umfang kultureller Durchmischungen gesteigert hat. Transkulturelle Phänomene stellen aber keine Zwangsläufigkeiten, sondern nur eine Möglichkeit dar. Ihre Realisierung bedarf des Zutuns durch menschliche Subjekte. Zu den wichtigsten Protagonisten transkultureller Prozesse zählen Subjekte, die in verschiedene kulturelle Formen und Verbindungen involviert sind.

Migrant*innen wurden, wie Ludger Pries ausführt, als zentrale Akteur*innen bei der Herstellung transnationaler sozialer Räume identifiziert (Pries 1998, 73f.), die ich im Hinblick auf die kulturellen Implikationen dieser Räume als transnationale soziokulturelle Räume bezeichnen möchte. Ich folge ansonsten der Definition von Pries, der diese Räume als Verflechtungszusammenhänge charakterisiert, die eine neue Referenzstruktur für Lebenspraxis, biografische Projekte und Identitäten darstellen und über Nationalgesellschaften hinausweisen (a.a.O., 75). Transnationale soziokulturelle Räume können sich auf mentale Phänomene beziehen wie Lebens- und Arbeitsorientierungen oder sie können sich materiell manifestieren z.B. in der Architektur, die Anleihen aus verschiedenen kulturellen Kontexten nimmt. Sie können sich in physikalischen Lebenswelten abspielen oder im virtuellen Raum, etwa in kulturell gemischten Online-Communities (Kühn 2012, 49).

Transnationale soziokulturelle Räume entfalten sich quer zu Nationalgesellschaften (Pries 1998, 77). Es sind Räume, für die ein »Hier-wie-Dort« und ein »Sowohl-als-Auch« (Nassehi 2003, 205) gilt. Mit diesen Verweisen ist implizit angesprochen, was Hess/Lenz explizit als ein Aufbrechen der Einbahnstraße vom Zentrum zur Peripherie benennen (Hess/Lenz 2001, 19). Die Peripherie wirkt vielfältig zurück wie es in der Esskultur, bei multikulturellen Festen, bei religiösen Praktiken, in der Musik und Literatur zu beobachten ist.

Soll das Bewegungspotential von Transkulturalität erfasst werden, so gilt es die verschiedenen Richtungen zu beobachten, die cultural flows nehmen: von woher sie kommen, wohin sie fließen, wo sie ankommen, wo sie sich kreuzen, wo sie ihre Richtung ändern, wo sie sich verbinden oder gegeneinander fließen.

Neben den Migrationsbewegungen zählen Medien als Hauptkräfte zeitgenössischer Transkulturalität; Hess/Lenz zufolge insbes. in Form weltwei-

ter medialer Bilderströme, durch die Ideen, Werte, Lebensstile transportiert werden, die national gedachte Landkarten unterwandern und einem Spinnennetz ähnlich unterschiedliche Orte und Regionen miteinander verbinden (ebd.). Die Autor*innen beziehen ihre Beobachtungen, wie mir scheint, auf die Bilderströme audiovisueller Medien wie Film und Fernsehen. Zwischenzeitlich haben Bilder und Bildergalerien auch in der digital gestützten alltäglichen Kommunikation einen unübersehbaren Stellenwert als Vermittler zwischen Regionen und Kontinenten gewonnen. Das gilt besonders für den Mediengebrauch von Migrant*innen, wie noch zu zeigen sein wird.

Anhand des empirischen Materials kann auch veranschaulicht werden, dass Transkulturalität nicht frei von Machteinflüssen ist, was nicht verwundert, denn sie verspricht nicht nur Bereicherung, sondern verlangt auch das Aufgeben von Privilegien, von Überlegenheit und gewohnten Sicherheiten, um deren Erhalt möglicherweise gekämpft wird.

2.1.3 Hybridität

Hybridität korrespondiert mit Transnationalität und Transkulturalität. Das Hybriditätskonzept betont die kulturelle Mischung von Verschiedenem als Folge grenzüberschreitender Bewegungen und Beziehungen und zielt auf eine Differenzierung und Präzisierung von Transkulturalität, was im Folgenden bezogen auf die Alltagsebene diskutiert wird. Der Alltag sei offen gegenüber Materialien, die von außen kommen, konstatiert Hannerz, da sich das alltägliche Leben nicht in einem geschlossenen Kontext abspiele und daher weniger ortsgebunden sei (Hannerz 1995, 71). Ich würde das nicht generell behaupten, sondern als Möglichkeit, denn Alltage können sich gegenüber neuen, als fremd wahrgenommenen Einflüssen auch abweisend zeigen. Es kommt auf die alltäglichen Akteur*innen und ihre Öffnungsbereitschaften und -möglichkeiten an. Bestimmte Faktoren wie internationale Arbeits- und Geschäftsbeziehungen, kosmopolitische Orientierung oder grenzüberschreitende Mobilität können die Öffnungsbereitschaft begünstigen. Aber es kann auch geschehen, dass sich sowohl Migrationsfamilien und -gruppen als auch die lokale Bevölkerung im Migrationsland aus Sorge oder Angst, ihr kulturelles Selbstverständnis zu verlieren, nach außen verschließen. Natalie Kühn hat darauf aufmerksam gemacht, dass globale Öffnung mit lokaler Schließung einhergehen kann. Sie macht die These an der Beobachtung fest, dass sich in der globalisierten Welt eine Zunahme an kulturellen Konflikten, regionalen Abspaltungen und an sozialer Ausgrenzung feststellen lässt (Kühn

2012, 29). Im Begriff der Diaspora, der lange für die Beschreibung migrantischer Lebenswelten verwendet wurde, schwingt wiederum die Vorstellung von homogenen migrantischen Lebenswelten mit. Die neuerdings eingesetzte Distanzierung von diesem Begriff geht mit der Erkenntnis einher, dass sich im migrantischen Alltag kulturelle Mischungen im Sinne von Hybridisierung vollziehen.

Ich komme auf die Bestimmung des Hybriditätsbegriffs zurück. Nederveen bietet aus kulturwissenschaftlicher Sicht eine Definition an, die als Merkmale von Hybridität Mehrfachzugehörigkeit, ein Crossover, ein Pick-'n'-mix, grenzüberschreitende Erfahrungen und Stile sowie einen alltäglichen Multikulturalismus und die Grenzverwischung enthält (Nederveen 2005, 399). Ich betrachte diese Definition als Annäherung an das, was Hybridität ausmacht. Das von Nederveen genannte Merkmal Multikulturalismus, stellt allerdings auf ein Phänomen ab, das mehr ein Nebeneinander als ein Ineinander kultureller Formen signalisiert. Das Ineinander und Fluide wird deutlicher in einer von Elka Tschernokoshewa vorgelegten Definition. Der Begriff »hybrid« setzt nach Tschernokoshewa keine fixen Elemente voraus, sondern beschreibt die Zusammenführung von disparaten Elementen, die je nach Umstand ihre Position verschieben oder ihr Verhältnis zueinander ändern können. Es geht, so Tschernokoshewa, um die »Durchlässigkeit von Grenzen, um die teilweise Präsenz des einen im andern, um Austausch, Zusammenführung, Verbindung, um den ›dritten Raum‹« (Tschernokoshewa 2015, 81). Mit dem Konzept des Dritten Raums¹ schlägt Tschernokoshewa einen Link zu dem Literaturwissenschaftler Homi K. Bhabha.

Der »Dritte Raum« ist dem transnationalen soziokulturellen Raum ähnlich; er territorialisiert wie dieser ein transkulturelles Geschehen und deterritorialisiert es zugleich. Er spricht aber stärker die Erfahrungen des Alltagssubjekts sowie dessen Selbstkonstruktion an und er ist von Bhabha als subversiver Raum gedacht. Laut Bhabha ist der Dritte Raum ein Denkraum, »in dem binäre Ordnungsschemata verwischt, Polaritäten verschoben, hybride Identifikationen ermöglicht werden« (Bhabha nach Babka/Posselt 2012, 10). Er ist damit auch ein Erfahrungs- und Handlungsbereich im »Spannungsfeld zwischen Identität und Differenz. Er ist Ort des Aushandelns von Differenzen mit dem Ziel der Überwindung von Hierarchisierungen und damit Ort und Möglichkeit für Hybridisierungen« (a.a.O., 12).

1 Ich übernehme die Schreibweise aus den Werken von Homi K. Bhabha.

Bhabha versucht das Konzept vom Dritten Raum mit Hilfe von zwei Metaphern zu veranschaulichen: mit dem Treppenhaus und der Schwelle. Das Treppenhaus eignet sich als Metapher für Hybridität, weil es das Hin und Her aufruft, das verhindert, dass sich Selbstbilder an seinem oberen oder unteren Ende festsetzen (a.a.O, 10). Die Idee des Übergangs eröffne die Möglichkeit für kulturelle Hybridität, in der Platz für Differenz, aber nicht für Hierarchie sei (Bhabha 2002, 5, Bhabha 2012, 11). Auch an der Schwelle schätzt Bhabha die Eigenschaft des Übergangs von draußen nach drinnen und von drinnen nach draußen. Sie sei ein Raum ständigen Überquerens und weniger Symbol für eine Reise, deren Ziel man kenne (Bhabha 2012, 68f.). Der Übergang, in dem das Eine mit dem Anderen verschwimmt, in dem das Eine im Anderen enthalten ist, ist ein konstitutives Merkmal des Dritten Raums. Weil dies nur unter Absehung von Hierarchien und Hegemonien möglich ist, enthält der Dritte Raum eine politische Vision. Wenn eine Migrantin aus der vorliegenden Studie erklärt »für meine Freunde (aus dem Herkunftsland, d.A.) bin ich quasi wie die Deutsche und hier (im Migrationsland, d. A.) bin ich die Spanierin. Ich bin irgendwo in der Mitte, aber ich bin nicht zu einem konkreten Land [...], so traurig es klingt«, dann könnte sich darin ein Selbstkonzept im Übergang widerspiegeln, das sich von zwei Seiten speist. Die wahrgenommene schillernde Existenz im Zeichen des Hybriden wird von ihr als traurig empfunden. Es gibt andere Beispiele, in denen das Dazwischen positive Emotionen aufruft. Beides ist nachvollziehbar, erweitert Hybridität doch einerseits das Spektrum an Optionen, aber sie erschüttert auch vertraute und Sicherheit spendende Zugehörigkeiten. Hinzu kommt, dass kulturelle Durchmischung kein Selbstläufer ist, sondern sich erst im Zuge einer anstrengenden reflexiven Praxis in Form von Selektion, Hinterfragen, Verwerfung, Überarbeitung, Neuordnung und Neuakzentuierung erschließt (Bhabha 2012, 13; Hannerz 1995, 71; Yildiz 2007, 39). Migrant*innen sind in besonderer Weise gefordert, Entscheidungen zwischen Verhaltensalternativen und unterschiedlichen Orientierungen zu treffen, schöpfen sie doch aus einem mehrfachen kulturellen Programm (Tschernokoshewa 2015, 68). Tschernokoshewa geht sogar so weit, dass sie von einem mehrfachen Leben spricht, das Migrant*innen unentwegt führen (ebd.).

Hybridität ist tief in der Geschichte der Menschheit verwurzelt. Neu ist die Geschwindigkeit kultureller Durchmischungen, ermöglicht durch weltumspannende Verkehrs- und digitale Kommunikationsnetze, durch die Ausweitung von Hybridisierungsphänomenen und durch die Verdichtung dieser Phänomene zu einer Beobachtungsperspektive. Hybridität hat in der Ge-

genwartsgesellschaft eine Ausbreitung gefunden, die Nassehi veranlasst zu schreiben, sie sei überall anzutreffen, auch dort, wo man sie nicht vermutet (Nassehi 2003, 207). Es dürfte aus europäischer Sicht nicht schwerfallen, Menschen aus einem postkolonialen Land in Afrika als hybrid zu erkennen, aber würden wir Hybridität auch bei Menschen aus anderen Regionen des eigenen Landes vermuten?, fragt Nassehi (ebd.). Kaum eine Region kann sich heutzutage transkulturellen Begegnungen und neuen kulturellen Impulsen entziehen. Die Welt präsentiert sich mehr als je zuvor in der eigenen Familie oder in den eigenen vier Wänden z.B. durch transnationale Partnerschaften oder durch medial transportierte Geschichten aus anderen kulturellen Kontexten, die zum Denkanstoß werden können.

Hybridität, die sich im individuellen Handeln, in Selbstkonzepten, in alltäglichen Praktiken, aber auch in sozialen Gebilden wie Familien zeigen kann, steht gegen Homogenität. Sie untergräbt rassistische Impulse und Ethnozentrismus. Sie löst eine destruktive Dynamik aus, wo sie auf ein Denken in Reinheiten und Abgrenzungen trifft. So sehr ein solches Denken für die Bildung von Nationalstaaten konstitutiv war, wie Tschernokoshewa bemerkt (Tschernokoshewa 2005, 30; Hepp 2010, 70), so wenig eignet es sich, eine von kulturellen Durchkreuzungs- und Durchmischungsprozessen geprägten Welt adäquat zu beschreiben und in ihr handlungsfähig zu werden. Hybridität ist zum Signum der zeitgenössischen transnationalen und transkulturellen Welt geworden (Tschernokoshewa 2015, 83). Tschernokoshewa plädiert deshalb für eine neue Forschungsperspektive, die sie Hybridologie nennt. Diese hat nicht das Entweder-Oder, sondern das Entweder-und-Oder-Modell zur Denkgrundlage (Tschernokoshewa 2005, 24). Sie ist »empfindlich für Unterschiede und Diversitäten zwischen und innerhalb von Kulturen, ohne sie verabsolutieren [...]« (ebd.); sie macht vielmehr Verhandlungspotential erkennbar und entzieht damit dem dualistischen, auf Trennungen bestehenden Denken seinen konzeptionellen Boden (a.a.O. 23).

2.2 Migrationsforschung

Wurde im letzten Abschnitt der sozial- und kulturwissenschaftliche Diskurs skizziert, der sich mit aktuellen gesellschaftlichen Wandlungsphänomenen beschäftigt, die potentiell alle Menschen betreffen, so wende ich mich nun unter Bezug auf die Migrationsforschung einer bestimmten Gruppe von Menschen zu, deren Lebenssituation von dem gesellschaftlichen Wandel in beson-

derer Weise geprägt ist und die diesen zugleich mitgestalten: Migrant*innen. Migration ist, wie Peggy Levitt und Nina Glick Schiller schreiben, »only one of a range of social processes that transcend national boundaries« (Levitt/Glick Schiller 2009, 207) Mit dem Aufdecken erodierender nationaler Grenzen geraten auch andere als statisch imaginierte Kategorien in Kritik, wie Urry ausführt: »Analyses of migration, diasporas and more fluid citizenships are central to critiques of the bounded and static categories of nation, ethnicity, community and state present in much social science« (Urry 2007, 35). Migrant*innen sind eine heterogene Gruppe, denen einzig die Erfahrung gemeinsam ist, dass sie ein Land verlassen haben und in ein anderes gezogen sind (Kühn 2012, 46).

Allein in der deutschsprachigen und angloamerikanischen Migrationsforschung liegt eine Fülle an Publikationen vor, aus der im Rahmen dieser Arbeit ausgewählt werden muss. Ich habe den in der Migrationsforschung geführten Diskussionen Themen und Fragen entnommen, die in diesen Diskursen eine zentrale Aufmerksamkeit erfahren und die zugleich aufschlussreiche Erkenntnisse und Überlegungen für das Thema »Transnational leben« liefern. Dies betrifft die in der Migrationsforschung entwickelten Beobachtungsperspektiven auf den Gegenstand Migration und dessen Veränderung sowie die Selbstpositionierung und die Alltagspraktiken von Migrant*innen.

2.2.1 Transmigrant*innen und transnationale soziale Felder

Die in der Migrationsforschung entwickelten Beobachtungsperspektiven offenbaren eine Kontroverse zwischen assimilationistischen und transnationalen Positionen. Aus Sicht einer assimilationistischen Perspektive werden Migrant*innen als Immigrant*innen gesehen, die sich dem Prozess der Inkorporation in die Aufnahmegesellschaft unterziehen müssen; nur durch diese Leistung könnten sie ihren sozialen und ökonomischen Status verbessern (Esser 2001).

Ein Überdenken dieser Position setzte Anfang der 90er Jahre ein, ausgelöst durch empirische Migrationsstudien in den USA. Linda Basch, Nina Glick Schiller und Cristina Szanton Blanc zählen zu den wichtigsten Vertreter*innen einer transnationalen Position, die sie durch die Untersuchung der sozialen Beziehungen von Migrant*innen aus St. Vincent, Grenada, Haiti und den Philippinen, die in die USA eingewandert sind, gewonnen haben. Sie stellten fest, dass diese ein grenzüberschreitendes Leben führten, dass sie Praktiken entwickelten, mit deren Hilfe sie einen neuen Alltag in den USA aufbauten

und zugleich am gesellschaftlichen Leben in ihren Herkunftsländern teilnahmen. Sie kamen zu dem Ergebnis:

»Immigrants from St. Vincent Grenada, Haiti and the Philippines are developing and elaborating transnational practices that allow them to remain incorporated in their country of origin while simultaneously becoming incorporated into the United States. These practices are multi-stranded in other words they permit the utilization of a variety of overlapping and intertwined relationships« (Basch/Glick Schiller/Szanton Blanc 1995, 260).

Antonie Schmiz, die vietnamesische Unternehmer*innen untersuchte, die sich in einer deutschen Großstadt niedergelassen hatten, fand heraus, dass diese transnationale Handelsbeziehungen zu ihren Herkunftsländern, aber auch zu Drittländern aufbauten (Schmiz 2011, 260). Entscheidend für die Auswahl der Geschäftspartner waren schon existierende Kontakte, die wesentlich durch vietnamesische Netzwerke und Netzwerke anderer Migrant*innengruppen entstanden waren, ein kostengünstiger Warenbezug sowie vor allem vertrauenswürdige Beziehungen, die für vietnamesische Unternehmer*innen unverzichtbar seien (a.a.O., 261). Katrin Baumgärtner machte anhand einer Fallstudie deutlich, wie sich transnationale Orientierungen in ein Berufsmodell münden können. Ihre Protagonistin kommt aus dem ehemaligen Jugoslawien, wo sie bereits mit verschiedenen kulturellen Einflüssen durch das Zusammenleben verschiedener Ethnien und Religionsgemeinschaften in einem Staat konfrontiert war, die sich durch ihre Übersiedlung nach Deutschland noch erweitert haben. Sie entwickelte ein Berufsprofil, dessen zentrales Merkmal das Vermitteln darstellt. Als Mediatorin vermittelt sie zwischen Konfliktparteien, als Arbeitsvermittlerin zwischen Arbeitgeber*innen und -nehmer*innen, als Übersetzerin zwischen Sprachen (Baumgärtner 2015, 82). Sie lebe, so Baumgärtner, ihre »innere Transkulturalität (.) beruflich nach außen in mehrfacher Hinsicht (aus)« (a.a.O., 83); Heimat betrachte sie als »transnationale Mehrfachverortung« (a.a.O., 81).

Vor dem Hintergrund solcher Studien gewann die transnationale Position an Bedeutung, die davon ausging »that some migrants and their descendents remain strongly influenced by their continuing ties to their home country or by social networks that stretch across national borders« (Levitt/Glick Schiller 2009, 181). Der aktuelle Wohn- und Lebensort sei für Migrant*innen – so die Schlussfolgerung – nicht der alleinige Bezugsrahmen, sondern stelle lediglich »einen Teil eines neuen Zusammenhangs eines pluri-lokalen Sozial-

raums dar, in dem sich Migranten real wie symbolisch positionieren« (Kühn 2012, 39). Jene, die sich pluri-lokal bewegen, wurden als Transmigrant*innen bezeichnet. Während Begriffe wie Emigranten und Immigranten nach Pries eine lineare Auffassung von Migration dokumentieren, verweist die Bezeichnung Transmigrant*in auf ein Migrationsprojekt, das sich in Netzwerken und Kreisläufen vollzieht (Kühn 2012, 47). Transmigrant*innen haben, so Kühn, ihren Bezugsrahmen in mehr als einem Ort, grenzen sich nicht von der Aufnahmegesellschaft ab, sprechen meist mehr als eine Sprache, bewegen sich zwischen zwei, drei Wohnorten und begreifen diese Situation nicht als Übergangs- sondern als Daseinsform (ebd.). Transmigrant*innen erinnern an die von Albrow konstatierte »Selbsterzeugungskraft des Sozialen« (Albrow 2007, 260). Sie kreieren eine soziale Wirklichkeit über nationale Grenzen hinweg auf der Basis ihrer sozialen und ökonomischen Bedürfnisse, ihrer Erfahrungen und ihrer im transnationalen Kontext entwickelten Strategien und Kompetenzen. Sie führen zusammen, was durch Grenzen getrennt war und gewinnen daraus eine Lebens- und Arbeitsperspektive. Das bedeutet nicht, dass sie unbehelligt von nationalstaatlichen Bedingungen und Hindernissen² bleiben, aber die Existenz transnationaler Lebensmodelle spricht dafür, dass sie damit umzugehen gelernt haben.

Die Kritik an der assimilatatorischen Position blieb im Zuge der Bedeutungszunahme der transnationalen Position nicht aus. Eine dieser kritischen Stimmen ist die von Paul Mecheril. Sie macht sich an dem Ansatz von Hartmut Esser (2001) fest, der Mecheril zufolge den sozialen Status von Migrant*innen an deren Angleichungsleistungen geknüpft sieht und dies als alternativlos behauptet (Mecheril 2007, 24). Wahrgenommene Versuche der Assimilation durch Migrant*innen dürften, so die Kritik, nicht im Zuge eines unkommentierten Empirismus bestätigt und damit indirekt bejaht werden (a.a.O., 25)³. Mecheril betrachtet diese Art von Migrationsforschung als »objektivierende Einschreibung« (ebd.), weil sie Migrant*innen nicht nur vergegenständlicht, sondern durch die Distribuierung dieses Wissens den

2 Michael Bommes führt aus, dass sich auch »transnationale Migranten assimilieren (müssen) – an die Erfordernisse der Sozialsysteme, an denen sie teilnehmen« (Bommes 2003, 99).

3 Esser beschreibt das Assimilationskonzept als nachhaltige Sozialintegration in die Aufnahmegesellschaft, will Assimilation aber nicht als einseitige Anpassung an die Aufnahmegesellschaft verstanden wissen (Esser 2001, 23f.).

Betroffenen auch einschreibt, anders gesagt, sie auffordert, ihre Lebenspraxis an diesem Wissen zu orientieren (ebd.), woran sie aber scheitern müssen. Das Scheitern begründet Mecheril damit, dass der Zugriff auf Angleichungsöfferten durch Migrant*innen, diese Offerten verändert, ohne dass damit Absicht oder gar Widerstand verbunden sei (a.a.O., 30). Er nennt dieses Phänomen die »Subversivität der Angleichung« (ebd.).

Die Untersuchung der komplexen Lebensrealität von Transmigrant*innen erfordert nach Levitt/Glick Schiller einen »transnational social field approach« (Levitt/Glick Schiller 2009, 185). Als transnationales Feld definieren die Autorinnen »a set of multiple interlocking networks of social relationships through which ideas, practices, and resources are unequally exchanged, organized and transformed« (a.a.O., 188). Der Ansatz unterscheidet zwischen dem Sein in einem transnationalen sozialen Netzwerk und dem Bewusstsein über dieses Sein, in den Worten der Autorinnen »between ways of being and ways of belonging« (a.a.O., 187). Ein transnationales soziales Feld wird durch Individuen Gruppen, Organisationen, die in diesem Feld agieren, konstituiert; es hat fließende Grenzen. An diesem Feld partizipieren nicht nur Migrant*innen, sondern auch diejenigen, die in transnationale Netzwerke durch eine grenzüberschreitende Kommunikation involviert sind als auch diejenigen, die soziale Beziehungen zu Migrant*innen pflegen. Da Nicht-Migrant*innen auch Beziehungen zu weiteren Nicht-Migrant*innen haben, zählen auch Letztere zum transnationalen Feld, weil sie sich durch ihre Beziehungen in einem vermittelten Kontakt zu Migrant*innen befinden (a.a.O., 188).

Es stellt sich die Frage, in welchem Verhältnis das Konzept der transnationalen sozialen Felder zu dem Konzept der transnationalen soziokulturellen Räume steht. Unterschiede sehe ich darin, dass im Konzept transnationale soziale Felder zwischen Sein und Bewusstsein unterschieden wird und erst die Kombination beider Elemente Teilhabe begründet und dass das »Feldkonzept« fließende Grenzen annimmt, die zu einer ständigen Erweiterung oder Verkleinerung führen können. Beziehungen werden als soziale Beziehungen zum Forschungsgegenstand. Das Konzept transnationaler soziokultureller Räume dagegen, stellt auf die kulturelle Dimension ab, die Beziehungen als transkulturelle Begegnungen ins Blickfeld nimmt und die dadurch angestoßene Durchmischung unterschiedlicher Werte und Orientierungen betont, die Migrant*innen aufgreifen können und aus denen sich hybride Lebensformen speisen. Gemeinsam ist den beiden Konzepten die Annahme, dass globale Migration neue soziale Wirklichkeiten jenseits von Herkunftsf-

und Zielregion entstehen lässt (Pries 1998, 73) und dass diese Wirklichkeiten hochdynamisch sind.

Zusätzlich zu diesen beiden Konzepten, die transnationale Netzwerke und Räume beschreiben, findet sich in der Migrationsforschung der Begriff Diaspora als Beschreibungskategorie. Sie wurde 1968 zunächst in den USA eingeführt und später von der europäischen Migrationsforschung aufgegriffen. Unter Diaspora sind kulturelle und ethnische Gemeinschaften in der Fremde zu verstehen, die sich nach Verlassen ihres Herkunftslandes territorial verstreut haben. Faist betrachtet die Diaspora als einen Typus transnationaler Gemeinschaften (Faist 2004, 89); auch Virinder u.a. gehen davon aus, dass der Begriff zur Bezeichnung hybrider Phänomene verwendet wird (Virinder/Kaur/Hutnyk 2005, 70). Isolde Charim und Gertraud Auer Borea sprechen sich für den Diasporabegriff aus, weil er räumliche und emotionale Spaltungen betone, die zu den Grunderfahrungen von Migrant*innen zählten (Charim/Auer 2012, 13ff.). Kühn dagegen bezweifelt, ob es sinnvoll ist, angesichts der im Zeitalter der Globalisierung entstandenen komplexen Netzwerke, die sich – so die implizite Botschaft – deutlich von den ehemaligen, eher als homogen vorzustellenden ethnischen Gemeinschaften unterscheiden, am Diasporabegriff festzuhalten (Kühn 2012, 72). Kai-Uwe Hugger gibt zu bedenken, dass das Diaspora-Konzept die Gefahr enthalte, zu sehr auf die Differenzen zwischen Kulturen zu achten und dadurch soziokulturelle Schließungen zu befördern (Hugger 2005, 7). Pries lehnt es ab, soziale Netzwerke, die unter dem Einfluss von Migration entstanden sind, als Diaspora zu beschreiben, verkörperten die neuen Netzwerke doch die Transformation diasporischer Gemeinschaften in heterogene, von transkulturellen Flows durchsetzte Gebilde.

Eine neuerliche Wende in der Migrationsforschung deutet sich in der Annahme an, dass Migration eine »gesellschaftliche und kulturelle Produktivkraft« (Römhild 2015, 38) darstellt. Auf diese Möglichkeit, deren Diskussion gerade begonnen hat, gehe ich im Schlusskapitel dieses Buches ein.

2.2.2 Zugehörigkeiten, Heimat, Selbstpositionierung

Das Sein in transnationalen sozialen Feldern bzw. in transnationalen soziokulturellen Räumen evoziert Fragen der Zugehörigkeit und Selbstpositionierung und appelliert damit an das Bewusstsein. Diesen Fragen räumt die Migrationsforschung einen hohen Stellenwert ein. Sie stellen auf die Beziehungen ab, die Migrant*innen zum Herkunfts- und zum Migrationsland ent-

wickeln sowie auf den Vergleich dieser Beziehungen. Nach Brooks/Simpson kann es zu einer Entfremdung vom Herkunftsland durch Migration kommen. »Migration can be understood as a process of estrangement, a process of becoming estranged from that which was inhabited as home« (Ahmed 2000, 92, zit.n. Brooks/Simpson 2013, 18). Das Bewusstsein von der Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit entwickelt sich nicht unabhängig von nationalstaatlichen Ordnungen, geben Basch/Glick Schiller/Szanton Blance zu bedenken:

»In a world configured into nation states, each claiming that its population maintains a unique history, culture and identity, those who must live their lives across borders may come to see themselves as perpetually unauthentic, feeling at home in neither their ›home country‹ nor the United States« (Basch/Glick Schiller/Szanton Blanc 1995, 239).

In empirischen Untersuchungen zeigen sich unterschiedliche Bezüge zum Herkunfts- und Migrationsland. Die von Schmitz untersuchten vietnamesischen Unternehmer*innen bezeichneten überwiegend Vietnam als ihre Heimat in Abgrenzung zu Deutschland. Dieser enge Bezug zum Herkunftsland äußerte sich im Festhalten an vietnamesischer Kultur und Religion, in der Errichtung von Pagoden an ihrem neuen Lebensort, in der Pflege der vietnamesischen Sprache, die durch vietnamesische Vereine auch an die Kinder vermittelt werde sowie in der weiten Verbreitung vietnamesischen Fernsehens und im Feiern von vietnamesischen Festen (Schmitz 2011, 269ff.). Jonathan Friedman (2014) hat gleichzeitige und gegensätzliche Prozesse von Hybridisierung und Indigenisierung festgestellt. Er hat diese These aufgrund seiner Untersuchung von indigenen Haitianer*innen in den 80er Jahren entwickelt. In der Zwischenzeit könnte es zu neuen Entwicklungen gekommen sein, allerdings sollten seine Überlegungen im Auge behalten werden. Von Friedmans These grenzt sich das Konzept der »bewegten Zugehörigkeiten« (Strasser 2012, 136) ab, das Sabine Strasser auf der Basis ihrer Studie von Zuwanderer*innen aus der Türkei formuliert hat. Sie entdeckte in den Handlungsstrategien der Zuwanderer*innen keine Polarisierungen; diese würden vielmehr Strategien entwickeln, die sowohl von den Erfahrungen im Herkunftsland und der Migration als auch von den Möglichkeiten im Migrationsland Österreich geprägt seien (ebd.). Mit Hilfe von Narrationen würden sie die verschiedenen gesellschaftlichen Kontexte und die dort jeweils geltenden Bedeutungen miteinander verbinden (ebd.). Zu ähnlichen Ergebnissen kam Römhild in ihrer Studie über migrantische Jugendliche, die vermutlich der 2. Generation angehören. Für diese sei es selbstverständlich, mit meh-

rerer Heimaten zu leben; ihr Alltag gestalte sich in einem Sowohl-als-Auch (Römhild 2011, 21). Das entspricht dem »multiple rooting«, das Halil Can unter Rückgriff auf eine Aussage von Salman Rushdie ins Gespräch gebracht hat (Rushdie 1990 nach Can 2006, 115). Rushdie hatte in einem Interview mit Michael T. Kaufmann von der New York Times erklärt:

»I don't think that migration, the process of being uprooted, necessarily leads to rootlessness. What it can lead to is a kind of multiple rooting. It's not the traditional identity crisis of not knowing where you come from. The problem is that you come from too many places. The problems are of excess rather than of absence. That's certainly the feeling I have« (Rushdie 1990).

Anders als die von Römhild zitierten Jugendlichen scheint Rushdie das »multiple rooting« als ein belastendes Zuviel zu erleben.

In der Studie »Transnational leben« ist aufgefallen, dass Migrant*innen auf die Frage, was sie als ihre Heimat betrachten, häufig zunächst ihr Herkunftsland nennen, um im weiteren Verlauf des Interviews neue Bestimmungen von Heimat hinzuzufügen, sei es, dass sie erklären, auch das Migrationsland sei ihre Heimat wie ein Migrant allerdings schon in einem einzigen Satz zum Ausdruck bringt. »Ich bin von Kameruner Kultur beeinflusst und habe ich auch die deutsche Kultur in mir«⁴, um später noch die folgende Bestimmung von Zugehörigkeit zu ergänzen: »Ich bin Weltbürger«.

Die Frage nach Heimat ruft möglicherweise zunächst das dualistische Verständnis von Heimat auf, das nur eine Heimat kennt, stimuliert aber gleichzeitig das Nachdenken darüber, was Heimat eigentlich ist, das soziale Beziehungen, Wert- und Verhaltensorientierungen als Bestandteile von Heimat ins Bewusstsein hebt und erkennen lässt, dass all dies längst nicht mehr nur vom Herkunftsland geprägt ist. Verbunden damit könnte die Frage auftauchen, ob Zugehörigkeit sich überhaupt noch auf bestimmte Territorien beziehen lässt oder ob ein changierender Heimatbegriff entsteht, der sich je nach Situation ändern dürfte.

Die Bestimmung von Zugehörigkeiten steht in Verbindung mit Erfahrungen, Orientierungen, Handlungsweisen und damit mit Selbstentwürfen, die sich aus diesen Elementen zusammensetzen. Je nachdem, ob Zugehörigkeit eindeutig und ausschließlich definiert oder dynamisch gelebt wird, ergeben

4 Die in Anführungszeichen gesetzten Begriffe und Satzteile ohne Quellenangabe sind wörtliche Aussagen der in die Untersuchung einbezogenen Migrant*innen.

sich mehr oder weniger flexible Selbstentwürfe. Brooks/Simpson gehen davon aus, dass sich Selbstentwürfe im Kontext von Migration stets flexibel gestalten: »Identity⁵ here is taken to be a relatively fluid process of subjectivity formation that occurs through interaction and performance« (Brooks/Simpson 2013, 19). Die Frage ist tatsächlich, ob festgefügte Selbstentwürfe unter den Bedingungen von Migration eine Möglichkeit darstellen, selbst wenn sie gewollt sind.

Zuordnungen und daran geknüpfte Selbstentwürfe sind generell, aber im Rahmen von Migration in besonderer Weise emotional aufgeladen, weil bisherige Selbstentwürfe tiefe Erschütterungen erfahren und neue Selbstpositionierungen provozieren. Brooks/Simpson kritisieren, dass die emotionale Seite von Migration in der Migrationsforschung zu wenig berücksichtigt wird: »The experience of migration is an intensely emotive event in people's lives, yet the study of migration has to date overlooked this aspect« (Brooks/Simpson 2013, 158).

Die mit Migration verbundenen Emotionen lassen sich anhand von zwei Fallbeispielen aus der Studie »Transnational leben« illustrieren. Eines der Beispiele bezieht sich auf den erstmaligen Abschied aus dem Herkunftsland, das zweite auf das Ankommen und Weggehen im Zusammenhang mit Urlaubsaufenthalten im Herkunftsland. Ihr Abschied aus dem marokkanischen Herkunftsland sei ein hochemotionales Geschehen gewesen, berichtet Malika, in das nicht nur sie selbst, ihre Eltern und Geschwister involviert waren, sondern auch die weitere Verwandtschaft:

»Also, an dem Tag, wo ich hier nach Deutschland kam, da [...] waren vielleicht 30 Leute bei uns zuhause, Tante, alle, die wollen Abschied von mir nehmen. Also, die Cousinen, Onkel, [...], also da waren alle da – drei Onkel mit Kindern – das war, ich hab' überhaupt nicht geschlafen. Und wir haben gemeinsam meinen Koffer, [...], 30 Leute gemeinsam meinen Koffer gepackt«.

Das Ereignis liege 18 Jahre zurück, aber sie werde es nie vergessen. Dass starke Emotionen ein dauerhafter Begleiter von Migrant*innen sind, beschreibt eine andere Migrantin, die seit 21 Jahren im Migrationsland lebt, aber auf ihren Urlaubsreisen ins Herkunftsland immer wieder dasselbe erlebt. Sie erzählt von ihren Gefühlen kurz vor dem Abflug aus dem Migrationsland und auf

5 Obwohl ich den Begriff Identität selbst nicht verwende, weil er entgegen der hier vorgenommenen Definition homogene Implikationen enthält, übernehme ich ihn in den Fällen, in denen andere Autor*innen mit diesem Begriff argumentieren.

dem Flug zurück: »[...] sobald wir das Check-in gemacht haben, dann hab ich die Ruhe und dann natürlich, ich freue mich schon wahnsinnig, [...], da hab' ich schon ein Lachen von Ohr zu Ohr. [...] Und beim Zurückfliegen ist es umgekehrt. [...] also, ich weine oft«. Die berichteten Emotionen stehen jeweils in Zusammenhang mit Situationen, in denen die beiden Erzählerinnen quasi auf der Schwelle stehen, von der aus man in beide Richtungen blickt, was Verluste, Hoffnungen, Ängste, Vorfreude und auch widersprüchliche Gefühle besonders deutlich vor Augen führen kann.

Die Bestimmung von Zugehörigkeit und Selbstpositionierung einschließlich der damit verbundenen Gefühle, spielt sich nicht in einem schweigenden Kontext ab, im Gegenteil: Migrant*innen sind andauernd mit Zuordnungen und Sortiermustern konfrontiert (Römhild 2011, 21). Dies widerfährt ihnen nicht nur im Migrationsland, sondern auch im Herkunftsland, in dem ihnen nicht selten ihre Anpassungsleistungen an die Migrationsgesellschaft zurückgespiegelt werden. Quasi wie eine Deutsche zu sein, lautet die Botschaft der Menschen in ihrem Heimatland, die sie in deren Augen lese, berichtete die zuletzt zitierte Migrantin. In der Migrationsforschung wurden bislang nur die Sortiermuster im Migrationsland thematisiert. Schon die Frage »Woher kommst du?« enthalte die Erwartung an Migrant*innen, sich als Fremde zu positionieren. Basch/Glick Schiller/Szanton Blanc zitieren einen 40-jährigen Zimmerer aus Haiti, der in die USA ausgewandert ist: »You can become a citizen of the United States, but you will always be Haitian because they will continue to see you as Haitian« (zit.n Basch/Glick Schiller/Szanton Blanc 1995, 234).

Ein 28-jähriger Migrant aus der Studie »Transnational leben« erzählt von seinen Beobachtungen in der U-Bahn einer deutschen Großstadt. Er hätte bemerkt, dass die Leute ihre Taschen fester an sich drücken, wenn sie ihn sehen, weil sie vermutlich denken »schwarzer Mann, könnte mir was nehmen«. Auch in solchen Blicken steckt eine Zuordnung; es sind rassistische Blicke, weil sie verdächtigen und demütigen.

Migrant*innen sind vielleicht durch ihre Migration auf ein nebliges sumptiges Niemandsland geraten, das Baumann als Resultat von Globalisierung beschreibt (Baumann 1997, 317), und das sich im migrantischen Alltag als Feld ohne Struktur und Orientierungsmodelle zeigt. Aber sie sind u.a. durch die ständig erlebten Sortiermuster herausgefordert, Orientierungslinien in diesem Feld einzuziehen, eine Leistung, die jeder auf sich selbst gestellt erbringen muss. Entsprechende Versuche können auf Widerstand

stoßen, wenn die Selbstpositionierungen den zugemuteten Sortiermustern widersprechen.

2.2.3 Opfer oder Akteur*innen?

Zugehörigkeit und Selbstpositionierung widerfahren nicht, sie sind das Ergebnis von subjektivem Handeln durch Individuen im Austausch mit ihrem sozialen und ökologischen Umfeld. Vereinheitlichende Perspektiven auf Migrant*innen, die mit einer Defizitannahme verknüpft werden, lenken den Blick fast zwangsläufig auf das was Migrant*innen nicht haben oder können und nicht auf das, was sie können und haben (Baumgärtner 2015, 73). Sie werden damit zum »Objekt kulturalistischer und ethnischer Deutungen« (Yildiz E. 2007, 37), worin Yildiz die »Deutungsmacht des Nationalen im Zuge globaler Öffnungsprozesse« (ebd.) erkennt. Diese defizitorientierte Perspektive ignoriere, wie viele Koordinations- und Transformationsleistungen Migrant*innen täglich vollbringen, wie sie Elemente der an sie gestellten Anforderungen mit ihren erlernten Fähigkeiten zusammenbringen, wie sie sich dabei neu orientieren und neue Verhaltensrepertoires entwickeln (a.a.O., 39). Auch die Imagination von Migrant*innen ausschließlich als Opfer, macht blind für ihr Handlungspotential.

Die Neudefinition der Migrant*innen als Transmigrant*innen in der Migrationsforschung korrespondiert mit einem neu entstandenen Interesse an deren Alltagspraktiken, was zur Entdeckung eines vielfältigen Handlungsspektrums führte. Diese Entdeckung wiederum lieferte für die transnationale Konzeptualisierung von Migration entscheidende Impulse. Eigentlich kann diese Entdeckung nicht überraschen, fordert die Migrationssituation die Kompetenzentwicklung doch geradezu heraus u.a. durch eine Mehrfachverantwortung für Menschen im Herkunfts- und Migrationsland, durch das Sich-Bewegen und Agieren in divergierenden Sinnkontexten, durch die Notwendigkeit, Verluste zu kompensieren und Handlungsspielräume auszuloten und zu erweitern (Pilch 2015, 164).

In neueren Untersuchungen werden Migrant*innen verstärkt als Akteur*innen einbezogen, die – anstatt sie als passive Subjekte zu betrachten – als aktive Entscheidungsträger*innen wahrgenommen werden (Lüthi o.J.). Schmiz weist auf die hohe Flexibilität und auf die Fähigkeiten zur Nutzung von Ressourcen durch die von ihr interviewten vietnamesischen Groß- und Einzelhändler*innen hin (Schmiz 2011, 283). Osteuropäische Migrant*innen werden, worauf Helma Lutz unter Bezug auf eine Studie

von Morokvašić verweist, als risikofreudige Pionier*innen globalisierter Wirtschaftsbeziehungen, die die Transnationalisierung von Lebensstilen vorantreiben, charakterisiert (Lutz 2002, 95, Morokvašić 1993). Tschernokoshewa hebt als besondere Fähigkeit einer sorbischen Minderheit in Bautzen die Fähigkeit zur Stereosicht auf die Dinge hervor. Sie veranschaulicht dies am Beispiel sorbischer Jugendlicher, die problem- und situationsorientiert aus unterschiedlichen kulturellen Programmen schöpfen (Tschernokoshewa 2015, 689). Sie machen Rockmusik auf Sorbisch, Deutsch, Englisch, feiern die sorbischen Feste und daneben ihre alternativen Partys, spielen internationale Computerspiele wie »Starcraft« und errichten gleichzeitig ein sorbisches Dorf im Internet (ebd.). Aus der Untersuchung »Transnational leben« kann als Protagonist einer mehrfachen Perspektivität im Sinne Tschernokoshewas Luca, ein 44-jähriger Migrant, gelten, der mit 18 Jahren zur Zeit des Kriegs im ehemaligen Jugoslawien Serbien verlassen hat und heute als Drehbuchautor arbeitet. In seinen Drehbüchern hat er immer wieder das Thema Flucht und Migration bearbeitet. Sein neuestes Drehbuch ist nicht wie sonst aus der Perspektive von Migrant*innen geschrieben, sondern aus der Perspektive einer Angestellten in einer Behörde, die Asylanträge prüft. Luca schätzt, dass er verschiedene Kulturen kennt, was seine Fähigkeit fördere, ein Thema von verschiedenen Standpunkten aus zu betrachten.

Aus verschiedenen kulturellen Quellen zu schöpfen gelingt umso leichter, je mehr Sprachen gesprochen werden. Can entwickelte am Beispiel einer Familie aus Ost-Anatolien die These, dass deren Mehrsprachigkeit sie zu »multi-lingual-players« (Can 2006, 127) machte, was sie befähigte, als »Grenzgänger mit mehreren Sprachen zwischen kulturellen, sozialen und nationalen Räumen zu agieren und zu »multi-space-players« zu werden« (ebd.). Sämtliche Teilnehmer*innen der Untersuchung »Transnational leben« sprachen mindestens zwei Sprachen, in der Regel aber drei bis sechs Sprachen, insbes. die Teilnehmer*innen aus afrikanischen Ländern zeigten sich als multi-lingual-players, ohne dass dies ein Auswahlkriterium in der Untersuchung gewesen wäre.

Bildung und Lernen scheinen gerade bei jungen Migrant*innen der 2. und 3. Generation hoch im Kurs zu stehen. Miriam Yildiz zitiert ein Gespräch mit drei jungen Frauen in einem marginalisierten Stadtviertel in Köln, in dem viele Migrant*innen leben. Zwei der Frauen sind in Deutschland geboren, die Eltern kamen aus der Türkei; eine Frau ist in Togo geboren und zusammen mit ihren Eltern ausgewandert. Die Frauen stehen kurz vor ihrem Fachabitur oder haben es bereits abgelegt. Sie alle betrachten Bildung als Türöffner in

die Mehrheitsgesellschaft und als Möglichkeit, ihr stigmatisiertes Stadtviertel hinter sich zu lassen (Yildiz M. 2015, 200). Bestätigen die Zukunftsvisionen der Frauen auch die Annahmen der Assimilationsthese, wonach man nur durch Anpassungsleistungen im Migrationsland eine Chance bekommt? Es ist nicht auszuschließen, dass ihre Bildungsziele von der »objektivierenden Einschreibung« (Mecheril 2007, 25), die Migrant*innen auffordert, entsprechende Anpassungsleistungen z.B. auf dem Gebiet der Bildung zu erbringen, affiziert sind. Andererseits wissen wir nicht, was sie aus ihrem Bildungspotential machen, ob es lediglich auf Konformität abzielt oder dazu dient, eine selbstbestimmte, die Erwartungen der Mehrheitsgesellschaft kritisch reflektierende Lebenspraxis zu entwickeln.

Vertreter*innen der Migrationsforschung weisen ausdrücklich darauf hin, dass sich die Alltagspraktiken von Migrant*innen der 2. und 3. Generation zunehmend in widerspenstige Praktiken verwandeln, die »gegen Dominanzverhältnisse aufbegehren und Gegenbilder schaffen« (Yildiz E. 2015, 31). Basch/Glick Schiller/Szanton Blanc haben bereits in den 90er Jahren bei den von ihnen untersuchten Haitianer*innen widerständige Praktiken entdeckt. Sie beschreiben als solche deren Rekonstruktion einer schwarzen Identität, mit der sie sich sowohl von Haiti als auch von den USA abgrenzten. Sie bezeichnen sich nicht als »African-Americans« sondern als »Africans« (Basch/Glick Schiller/Szanton Blanc 1995, 222). Die Forscherinnen interpretieren das als Versuch, »that serves to critique the U.S. racial order and generate a post-nationalist identity for black people« (a.a.O., 221). Miriam Yildiz sieht ein Aufbegehren gegen diskriminierende und stigmatisierende Zuschreibungen in der Selbstinszenierung von jungen männlichen Migranten als starke Männer in einer deutschen Großstadt (Yildiz M. 2016, 167). Die betonte Männlichkeit sei eine Machtdemonstration, durch die sie sich von hegemonialen Praktiken geschützt sehen würden. Auch Erol Yildiz berichtet von subversiven Aktivitäten und Projekten von Migrant*innen u.a. von dem Blog »Migrantenstadt 2.0«, der, wie ein Blogger erklärt: »ein Ort von und für grenzüberschreitende Dadaisten und Textterroristen mit provokativen, subjektiven und politischen Ansichten aus dem Migrantenmilieu und darüber hinaus, in München und anderswo« (Önder 2013, 367f.) sein will. Negative Zuschreibungen würden von jungen Migrant*innen häufig in ihr Gegenteil verkehrt, was man mit Stuart Hall als »Transkodierung« (Hall 1994, 158) bezeichnen könne, worunter dieser die Aneignung und Re-Interpretation gängiger Begriffe verstehe (Yildiz E. 2015, 31). Laut Römhild erweisen sich insbes. migrantische Jugendliche und junge Erwachsene als »Artistinnen der

Grenze« (Beck 2004, 157), die Grenzen in Frage stellen, unterwandern und überlisten (Römhild 2011, 309). Sie rückten der »Macht des ethnischen Ausschlusses mit Mitteln der Ironie, der Kunst und des subkulturellen Protests« (a.a.O., 28) zu Leibe.

Die Bestimmung von Zugehörigkeit, Verständnisse von Heimat, Alltagspraktiken und Selbstentwürfe werden immer in der Interaktion mit einer aktuellen äußeren Welt hervorgebracht. Sie tragen zugleich den Stempel der Vergangenheit, der subjektiven sowie der kollektiven Vergangenheit. Migrant*innen, ob sie der 1., 2. oder 3. Generation angehören, tragen verschiedene kulturelle Muster und biografische Erfahrungen mit sich herum, die sie in Prozessen der Neuorientierung als Ressource nutzen können (Yıldiz E. 2007, 40).

Eine Migrantin aus der Studie »Transnational leben« visualisiert dieses Phänomen. Auf dem von ihr gezeichneten Bild positioniert sie sich zwischen ihrem Herkunfts- und Migrationsland. Ihr Blick geht in Richtung des Migrationslandes, denn dort siedelt sie ihre Zukunft an. Aber – sie sagt es ausdrücklich – »das hinter meinen Schultern, das steht mir bei«. Hinter ihren Schultern liege ihre Heimat, Belarus, die sie als »kulturelles Gepäck« mitgebracht habe. Der russische Ausdruck »das ist hinter meinen Schultern« bedeute zweierlei: zum einen, dass man etwas hinter sich gelassen habe und zum andern, dass das Zurückgelassene unterstütze und Stärke vermittele. Das kulturelle Gepäck, das sich in die aktuelle Lebensgestaltung einmische und mit neuen Einflüssen vermische, prädestiniert Migrant*innen zu Schöpfer*innen neuer sozialer Wirklichkeiten zu werden.⁶

6 Sämtliche Vornamen der in diesem Buch zitierten Teilnehmer*innen der Studie »Transnational leben« sind Synonyme, die in dem Land, aus dem die einzelnen Teilnehmer*innen kommen, üblich sind.

Abb. 2: Das kulturelle Gepäck als Ressource (Elena, 29 Jahre)



2.3 Medienwissenschaftliche Diskurse

Die vorgestellten sozial-, kultur- und migrationswissenschaftlichen Diskurse verweisen bereits auf die Bedeutung von Medien als Unterstützer von Globalisierungsprozessen, als Instrumente zur Herstellung globaler Beziehungsnetze, als Transporteure kultureller Modelle, als Produkte der Verarbeitung von Migrationserfahrungen. Wie positioniert sich die Medienwissenschaft im Kontext von Globalisierung, von transnationalen Prozessen und Migration? Welche Zusammenhänge werden medienwissenschaftlich thematisiert und empirisch untersucht? Ich werde in diesem Abschnitt medienwissenschaftliche Diskurslinien nachzeichnen, die dem in diesem Buch verfolgten Erkenntnisinteresse entgegen kommen. Sie enthalten theoretische Reflexionen und Forschungsergebnisse, die die Rolle von Medien unterschiedlich, wenn auch nicht trennscharf thematisieren.

Was wird aus medienwissenschaftlicher Perspektive als Medium betrachtet? Marshall McLuhan formulierte einen sehr breit angelegten Medienbegriff, wonach jede Technik, die eine Ausweitung menschlicher Sinne darstellt,

als Medium zu betrachten ist (McLuhan 1968, 21). Mediale Technik wird von McLuhan nicht nur als materielles Artefakt imaginiert, denn auch die Schrift, der Film, das Schauspiel sind aus seiner Sicht Medien, die wiederum neue Medien zum Inhalt haben z.B. der Film einen Roman, ein Schauspiel oder eine Oper (a.a.O., 38).

Friedrich Krotz dagegen will den Medienbegriff auf die kommunikative Funktion eines Mediums beschränkt wissen, fasst den Kommunikationsbegriff aber weit (Krotz 2008, 47). Medien sind nach Krotz »technisch begründete(s) und sozial institutionalisierte(s) Verfahren einer Transformation kommunikativen Handelns, insofern darüber weitere Kommunikation erzeugt wird und insoweit dabei das komplexe Potential menschlichen Kommunizierens erhalten bleibt« (a.a.O., 48). Sie könnten als Inszenierungsmaschinen verstanden (werden), über die sich ein Kommunikator ausdrückt, andererseits als Erlebnissräume, in denen die Rezipient*innen das szenisch erlebte Geschehen in die von ihnen definierten Kontexte einordnen, um es zu verstehen, und schließlich als gesellschaftliche Institutionen, die Inszenierung und das Erleben organisieren (ebd.). Medien verändern nach Krotz Kommunikation, genauer gesagt, die Sprache, Zeichen, Gesten, Bilder, Töne (Krotz 2010, 98). Krotz unterscheidet drei Typen mediatisierter Kommunikation:

- (1) Kommunikation mit inszenierten medialen Inhalten, also Medienrezeption von Websites, Büchern, Fernsehen
- (2) Kommunikation mit Menschen mittels Medien wie SMS, Brief, Telefon
- (3) Kommunikation mit intelligenten Computerprogrammen (a.a.O., 102).

Weder Medien noch Kommunikation haben etwas Statisches, denn sie sind in den gesellschaftlichen und kulturellen Wandel eingebunden (a.a.O., 104). Erstaunlich ist, dass trotz dieses Wandels, der zunehmend von Deterritorialisierung und Globalisierung gekennzeichnet ist, der medienwissenschaftliche Fokus im deutschsprachigen Raum bis in die 90er Jahre des 20. Jh.s hinein auf nationale Massenmedien gerichtet war (Bozdag 2013, 32ff.). Cigdem Bozdag sieht einen Perspektivenwechsel der Medienwissenschaft in den 90er Jahren. Die nationale Orientierung habe sich zugunsten einer internationalen Orientierung verschoben (a.a.O., 33), an der die Argumentation in diesem Abschnitt anknüpft. Im Sinne dieser Orientierung werden folgende Themen diskutiert:

- Mediatisierung als Metaprozess soziokulturellen Wandels
- Skopische Medien als Bedingung transnationaler Prozesse
- Medienaneignung im Kontext von Migration
- Massenmediale und künstlerische Problematisierungen von Migration.

2.3.1 Mediatisierung als »Metaprozess soziokulturellen Wandels« (Hepp 2010, 66)

Der Begriff Mediatisierung beschreibt den Prozess einer »zunehmenden Verbreitung technischer Kommunikationsmedien in unterschiedlichen sozialen und kulturellen Sphären« (ebd.). Dieser Prozess kommt dadurch zustande, dass »immer mehr Menschen immer häufiger und differenzierter ihr soziales und kommunikatives Handeln auf immer ausdifferenziertere Medien beziehen« (Krotz 2008, 53). Andreas Hepp unterscheidet im Mediatisierungsprozess quantitative von qualitativen Aspekten. Die quantitativen Aspekte haben nach Hepp eine zeitliche, räumliche und soziale Dimension. In zeitlicher Hinsicht werde eine zunehmende Zahl technischer Medien immer andauernder verfügbar (Hepp 2010, 67). Auf bestimmte Inhalte im Internet könnte z.B. zu jedem beliebigen Zeitpunkt zugegriffen werden (ebd.). In räumlicher Hinsicht zeige sich die Verfügbarkeit von Medien an nahezu allen Orten (ebd.). Das Mobiltelefon z.B. ist ein ständiger Begleiter, der fast überall Kommunikation ermöglicht. Die soziale Dimension zeige sich darin, dass mehr und mehr soziale Kontakte durch Mediengebrauch realisiert werden (ebd.). Die verschiedenen Anwendungen in Form von Kommunizieren, Spielen, Surfen erstreckten sich über die verschiedenen sozialen Sphären des privaten und öffentlichen Lebens (ebd.). Qualitative Aspekte von Mediatisierung äußern sich nach Hepp in dem Druck, den Medien darauf ausüben, wie mediale Inhalte präsentiert und rezipiert werden bzw. wie miteinander kommuniziert wird (ebd.). Fernsehen z.B. verlange, Inhalte linear und visuell darzustellen; Druckmedien erlaubten, komplexere Argumentationen zu entwickeln (ebd.). Der Gebrauch digitaler Kommunikationsmedien evoziere eine knappe und schnelle Kommunikation. Hepp betont ausdrücklich, dass die quantitativen und qualitativen Aspekte von Mediatisierung auf menschliche Praktiken angewiesen sind, um sich entfalten zu können (ebd.).

»Mediatisierte Welten« wie Familien, Nachbarschaften, Organisationen sind nach Krotz/Hepp die durch Alltagspraktiken hergestellten Konkretionen von Mediatisierung und die Felder für empirische Untersuchungen (Krotz/Hepp 2012, 13). Die Analyse dieser Felder zielt darauf ab, »die Art und

Weise zu erfassen, wie deren kommunikative Konstruktion durch verschiedene Medien gestaltet, verändert und geprägt wird [...]« (ebd.). Letztlich gehe es darum, den Stellenwert von Medien für die kommunikative Konstruktion von Wirklichkeit sowie die Veränderung medial gestützter Konstruktionen zu erforschen (a.a.O., 7). Mediatisierungsforschung versucht, langfristige Transformationsprozesse in den Blick zu bekommen.

Der Mediatisierungsprozess hat nicht erst in der Moderne begonnen, es habe ihn als gesellschaftlichen Metaprozess immer gegeben (Krotz 2008, 52). Schon die Höhlenmalerei, die ersten Schriften und Kulturobjekte der vorchristlichen Zeit dienten als Mittler von Botschaften an die dies- oder jenseitige Welt und fungierten insofern als Medien. Appadurai weist daraufhin, dass die Geschichte von Gesellschaften niemals nur eine Geschichte des Überlebens gewesen sei, sondern auch eine »Geschichte verschlungener Formen der Herstellung von Werkzeugen, Körperkunst, kreativer Rituale, Storytelling« (Appadurai 2013, 255). Gesellschaftliche Entwicklung ist verwoben mit der Herstellung von Gegenständen und gegenständlicher Symbolik, die in sozialen und kulturellen Kontexten mediale Funktionen übernehmen.

Krotz geht davon aus, dass sich Mediatisierung nicht kontinuierlich, sondern in Mediatisierungsschüben vollzogen hat (Krotz 2008, 54). Als Ausdruck von Mediatisierungsschüben betrachtet er das Buch im ausgehenden Mittelalter, die Tageszeitung am Beginn moderner Demokratien oder das Radio an der Front im 1. Weltkrieg (ebd.). Ein aktueller Mediatisierungsschub wird nach Heike Greschke durch Migration ausgelöst. Der Gebrauch digitaler Kommunikationsmedien, der dazu diene, Familien über nationale Grenzen hinweg zusammenzuhalten, führe zu einem Mediatisierungsschub insbes. in den Herkunftsländern (Greschke 2019, 139). Die Internetausstattung in Migrationsfamilien nehme zu; in migrationsgeprägten Städten der Herkunftsländer würden Schulungen zum Gebrauch digitaler Kommunikationsmedien angeboten und Internetcafés eingerichtet (a.a.O., 145ff.).

Im Verlauf von Mediatisierungsprozessen kommt es zu einer Entgrenzung und Vermischung von Einzelmedien (Krotz 2008, 8.f.). Begriffe wie Multimedialität und Transmedialität kennzeichnen diese Entwicklung. Unter Multimedialität ist die Integration multipler Medienformate wie Text, Bild, Animation, Video zu verstehen, die durch die Digitaltechnologie möglich geworden ist (Hartmann 2008, 8). Einzelne Medienformate werden nicht isoliert voneinander angeboten, sondern bereits auf der technischen Ebene miteinander verknüpft (ebd.). Transmedialität definiert Henry Jenkins, der den Begriff eingeführt hat, wie folgt: »Transmedia, used by itself, simply me-

ans ›across media‹« (Jenkins 2011)⁷. Bei transmedialen Projekten erstrecken sich Kommunikations-, Bilder-, Soundströme über verschiedene Medien hinweg. Sie werden von Medienunternehmen produziert, können aber auch von Mediennutzer*innen initiiert werden. Das erste transmediale Projekt in Deutschland war Alpha 0.7, eine Science-Fiction-Thriller-Serie in TV, Radio und Internet (Söller-Eckert 2013, 350). Transmediale Projekte kommen aber auch dadurch zustande, dass Filme und Videospiele im eigenen Blog vorgestellt und mit anderen diskutiert werden oder auch dadurch, dass Comicfiguren als Vorlage für digitale Selbstinszenierungen dienen wie eine Bloggerin in der Studie »Communicative publics in Cyberspace« erzählte (Schachtner 2016, 194f.). Für sie bildet Asuka, eine Figur aus einem japanischen Comic, ein Modell, dem sie sich mit Hilfe von Make-up und Körperstyling anzunähern versucht, um nach gelungener Verwandlung ein Foto von sich selbst auf ihre Homepage zu stellen. In diesem Fall werden nicht nur eine Comicfigur, die Fotografie und das Internet zu einem transmedialen Projekt verbunden, es wird auch die physische Existenz der Bloggerin eingebunden, wodurch diese ebenfalls zu einem Medium wird. Die Vermischung der physischen Realität mit klassischen Medienformaten im Mediatisierungsprozess und die Konsequenzen der Vermischung für diese Realität werden bislang kaum gesehen und thematisiert. Eine Ausnahme stellt Baudrillard dar, der die These formulierte, dass »Medien längst aus ihrem medialen Raum herausgetreten (sind), um das ›reale‹ Leben von innen her zu bewältigen und sich dort genauso einzunisten, wie sich ein Virus in einer normalen Zelle einnistet« (Baudrillard 1994, 7).

Aus mediatisierungstheoretischer Sicht verändert sich im Zuge der Medienentwicklung nicht nur das Zusammenspiel medialer Artefakte, sondern auch die gesellschaftliche Kommunikation und damit verändern sich kommunikativ konstruierte Wirklichkeiten auf der Mikro- und Makroebene, nämlich Kultur und Gesellschaft, Selbstkonstruktionen und Alltagswelt (Krotz 2010, 106). Mediale und kulturelle Entwicklung werden in mediatisierungstheoretischen Ansätzen in einen engen Zusammenhang gebracht, der von vielfältigen Wechselbeziehungen gekennzeichnet ist. Man kann sich das so vorstellen: Spezifische Medien entstehen als Ausdruck spezifischer Orientierungen, von Lebensstilen und Werten z.B. korrespondieren die Möglichkeiten digitaler Kommunikation dem hohen Stellenwert der

7 http://henryjenkins.org/2011/08/defining_transmedia_further_re.html, Zugriff am 19.12.2019.

Beschleunigung in industrialisierten Gegenwartsgesellschaften und sie tragen ihrerseits zu einer weiteren Beschleunigung von Kommunikation bei. Medien wirken also auf ihre soziokulturellen Entstehungsbedingungen zurück, aber sie wirken nicht als alleinige Ursache kultureller Veränderung. Mediatisierung ist ein Metaprozess, der in das Gesamt anderer Metaprozesse wie Individualisierung, Pluralisierung, Globalisierung, Ökonomisierung einzuordnen ist (Hepp 2010, 66).

Die verschiedenen Metaprozesse existieren nicht unabhängig voneinander, sondern beeinflussen sich gegenseitig. Die Globalisierung von Ökonomie, Politik, Kultur verlangt z.B. nach einer globalen Medienkommunikation, die weltweite Konnektivität sichert (Hepp 2014, 25). Es entstehen translokale Netzwerke, die vom nationalen Rahmen abstrahieren z.B. in Gestalt deterritorialer Online-Communities wie sie typischerweise von Migrant*innen aufgebaut werden. An solchen Communities partizipieren Familienmitglieder und Freunde, die oft über mehrere Länder verstreut sind.

Transterritoriale Kommunikationsbeziehungen sind kein völlig neues Phänomen. Der amerikanische Medienwissenschaftler Joshua Meyrowitz hat bereits in den 80er Jahren einen Bedeutungsverlust des physischen Ortes als »Bestimmungsgröße für soziale Situationen« (Meyrowitz 1990, 246) festgestellt. »Wenn erst einmal ein Telefon, Radio und Fernseher im Hause ist«, so Meyrowitz, »haben die räumliche Isolation und das Bewachen des Eingangs keine Auswirkung mehr auf den Informationsfluss. Elektronische Botschaften durchdringen Wände und überspringen große Distanzen« (a.a.O., 237). Die Wurzeln der transterritorialen medial gestützten Kommunikation reichen zurück bis zur Erfindung der drahtlosen Nachrichtenübertragung durch Guglielmo Marconi (1874–1937), die Georg Graf von Arco (1869–1940) als technischer Direktor von Telefunken, entscheidend weiterentwickelt hat, indem die Übertragungswege wesentlich erweitert wurden (Fuchs 2003).

Als neues Phänomen weist transterritoriale Kommunikation heutzutage die Möglichkeit zur zeitgleichen Kommunikation auf. Andreas Hepp hat angesichts der aktuellen Transterritorialität von Medienkommunikation das Erfordernis einer transkulturellen Medienforschung formuliert (Hepp 2002, 223). Sie lenke die Aufmerksamkeit auf medial gestützte transnationale und transkulturelle Kommunikationsprozesse, durch die die »scheinbar natürliche Beziehung zwischen Kultur und geografischen bzw. sozialen Territorien« (Hepp 2014, 25) aufgeweicht werde. Transterritorialität im Zuge von Mediatisierung konkretisiere sich sowohl in den schon erwähnten deterritorialen Communities als auch in medialen Angeboten wie »(Welt-)Musiktitel, die

durch die Konnektivität des Internets an fast allen Orten verfügbar sind« (ebd.).

»Was zeichnet Medienkommunikation aus, wenn diese kulturübergreifend geschieht?« (a.a.O., 26), fragt Hepp. Inwieweit eignen sich die in westlichen Medienkulturen entwickelten Begriffe dazu, Medienphänomene in der gesamten Welt zu erfassen? (ebd.). Mit dem Verweis auf bestimmte theoretische Konzepte wie den »Dritten Raum« (Bhabha 2012) und die Figurations-*theorie* (Elias 1991, 143), spricht Hepp Denkrichtungen an, die er mit einer transkulturellen Medienforschung verbunden sehen will. Der »Dritte Raum« ist, wie unter 2.1 beschrieben, ein »Verbindungsgefüge« (Bhabha 2000, 5), in dem kulturelle Differenzen aufeinander treffen und ausgehandelt werden; es ist ein Raum für Kritik und Subversion, ein Übergangsraum, der die Möglichkeit kultureller Hybridität signalisiert (Schachtner 2016, 212).

Der von Norbert Elias begründete figurationstheoretische Ansatz stellt auf Interdependenzketten ab, die sich im Zuge transterritorialer Beziehungen bilden (Elias 1991, 143; Schachtner 2021, 243f.). Individuen und Gesellschaft interessieren nicht als Entitäten, sondern in ihrem Verflechtungszusammenhang, dem spezifische Figurationen entspringen. In diesen Figurationen konstituiert sich Handeln; auch kommunikatives Handeln, das nicht mehr einem bestimmten Akteur zugerechnet werden kann, weil es aus verschiedenen Handlungsquellen schöpft (Schachtner 2021, 241).

Weder Bhabha noch Elias beziehen in ihre Konzepte technische Artefakte oder Medien als Bedingungen des Handelns oder als Handlungsakteure ein. Aber die Konzepte wären insofern erweiterbar, wenn Dinge als Verkörperungen soziokultureller Codes betrachtet werden, die beide Autoren als Handlungsbedingungen betrachten. Gemeinsam ist den beiden Ansätzen die explizite oder implizite Thematisierung von Entgrenzung, Vermischung, Hybridisierung, die Überwindung dualistischen Denkens, die den Erfordernissen einer transkulturellen Medienforschung entgegen kommt, wenn sie ihr Erkenntnisinteresse auf eine globale Medienkommunikation richtet, in der kulturelle Differenzen aufeinandertreffen und verhandelt werden. Elias betont das Strukturelle, Bhabha problematisiert die kulturellen und politischen Implikationen transterritorialer Prozesse. Beide Konzepte verlangen noch neuen Denkmustern, die die empirische Forschung vor bislang ungekannte Herausforderungen stellen, weil sie der strikten Trennung von Wirklichkeitsfacetten eine Absage erteilen.

2.3.2 Skopische Medien als Bedingungen transnationaler Kommunikationspraktiken

Die Botschaft jedes Mediums ist, wie McLuhan bereits in den 60er Jahren schrieb, die Veränderung des Maßstabs, des Tempos, des Schemas, die es der Situation der Menschen bringt (McLuhan 1968, 22). Das Konzept »skopische Medien« ermöglicht, die Veränderung kommunikativer Praktiken und damit verbundener Erlebnisschemata im Zuge der Digitalisierung zu analysieren. Das deutsche »skop« ist vom griechischen »skopein« abgeleitet und bedeutet betrachten, sehen, gucken, untersuchen. Während Knorr Cetina die visualisierende Leistung skopischer Medien in den Mittelpunkt rückt (Knorr Cetina 2012), beziehe ich auch deren akustisches Leistungspotential ein, das sich im Internetradio und -fernsehen, in der Videotelefonie, im Musikstreaming konkretisiert.

Karin Knorr Cetina, Werner Reichmann und Niklas Woermann haben das Konzept »skopische Medien« für die Untersuchung von digital gestützten Devisenmärkten, von Computerspielen, Pokerspielen und eSport genutzt (ebd.; Knorr Cetina u.a. 2017). Ich stelle dieses Konzept hier vor, weil es sich auch für die Analyse des medialen Handelns im Migrationskontext eignet. Im Folgenden beschreibe ich Dimensionen des Leistungspotentials, die in der transnationalen Kommunikation von Migrant*innen von zentraler Bedeutung sind.

Distantes sicht- und hörbar machen

Skopische Medien koppeln nach Knorr Cetina/Reichmann/Woermann geografisch distante Situationen, fassen sie zusammen, reichern sie an, greifen also aktiv in Interaktionssituationen ein (Knorr Cetina u.a. 2017, 38). Sie projizieren nicht nur Zustände und Ereignisse in entfernte Situationen, sie lassen sie darin wirksam werden (ebd.). Ein Beispiel für die Wirkung projizierter Ereignisse in entfernte Situationen sind die Bilder, die Alexandra, eine griechische Migrantin, von ihrem Arbeitsplatz im Migrationsland, einem Waldkindergarten, via WhatsApp an ihre Familie in Griechenland schickte. Die skopische Qualität dieses Instant-Messaging-Dienstes ermöglichte es, ihren neuen Arbeitsplatz den Deutungen ihrer Familie zu öffnen, die das Gesehene mit der Reality Show »Survival« assoziierte. Die Bilder vom Waldkindergarten, transportiert in die Lebenswelt einer griechischen Familie, lösten Erstaunen und Ablehnung aus. Die Migrantin erzählt: »Für meine griechische Familie ist es gar nicht normal, dass ich im Wald arbeite [...]. Die glauben, ich spinne«.

Skopisches Medienhandeln sowohl von Migrant*innen als auch von deren Familien und Freunden ist darauf ausgerichtet, distante unsichtbare und nicht hörbare Phänomene wahrnehmbar zu machen (Knorr Cetina 2012, 168). Die Informations- und Kommunikationsströme verlaufen vom Migrationsland ins Herkunftsland und umgekehrt sowie in andere Teile der Welt im Fall verstreuter Familien- und Freundesnetze. Das Entfernte wird in Worten, Bildern, Sound via Bildschirme in den jeweiligen Lebenswelten wirksam; es bezieht sich auf Familiäres, auf die Alltage da und dort, auf kulturelle und politische Ereignisse. Der Bildschirm rollt die Lebenswelt aus, in der sich Migrant*innen und ihre Familien und Freunde bewegen (a.a.O., 186).

Als »Sehmedien« unterstützen digitale Medien die Tendenz, die Welt nicht nur in Worte, sondern auch in Bilder aufzulösen (Wulf 2006, 42). Christoph Wulf sprach bereits mit Blick auf Fernsehen und Telekommunikation von einer »Verbildlichung der Welt« (ebd.). Diese hat sich im Zuge der Digitalisierung verstärkt, ist es doch heutzutage nicht nur Medienunternehmen, sondern jedem(r) Nutzer*in möglich, seine/ihre Bilder im virtuellen Raum zu präsentieren. Zudem ermöglicht die Netzstruktur digitaler Medien eine nie gekannte Viralität dieser Bilder. Als »Hörmedien« transportieren skopische Medien auch Soundströme in Form von Worten und Musik. Elena hat auf ihrem USB-Stick Musik aus ihrem Herkunftsland Belarus gespeichert, die sie im Migrationsland auf dem Weg zur Arbeit in der U-Bahn hört. Amar, ein Migrant aus dem Senegal, hört digital übermittelte Kora Musik, sobald er im Auto unterwegs ist. Diese Musik, die zur Mande-Kultur zählt, und im Königreich Mali entstanden ist, zu dem einst auch Senegal gehörte⁸, spreche ihn emotional an.

Das weit Entfernte, das in der Lebenswelt des Herkunftslandes ankommt, trifft dort nicht auf eine neutrale Folie, sondern auf einen differierenden Lebenskontext, aus dem heraus reagiert wird z.B. in Form kritischer Kommentare wie im Fall der griechischen Migrantin, die ihre Familie für ihren neuen Arbeitsplatz begeistern wollte, aber auf Unverständnis stieß. Auch die Wahrnehmung der Umgebung im Migrationsland durch Migrant*innen kann sich durch die Rezeption medialer Transporte, die von weither kommen, verändern. Das Hören russischer Musik in einer deutschen U-Bahn dürfte die Wahrnehmungen in dieser U-Bahn nicht unbeeinflusst lassen. Kora Musik beim Autofahren im Ohr, könnte dazu führen, dass die vorbeiziehende Landschaft im Migrationsland von einer mentalen Landschaft der Träume

8 Senegal wurde 1240 vom Reich Mali erobert.

überlagert wird. Die digitale Koppelung, Augmentierung und Übertragung von Situationen aus verschiedenen Teilen der Welt begründet synthetische Realitäten, die neue Beobachtungs- und Informationsräume eröffnet (Knorr Cetina u.a. 2017, 38).

Präsenz im Zeichen des Skopischen

Involviert in das medial vermittelte Hier und Dort, verändert sich die Erfahrung von Präsenz. Der Begriff Präsenz, abgeleitet vom lateinischen *praesentia*, bedeutet entweder die zeitlich definierte Verfügbarkeit d.h. die Gegenwärtigkeit bzw. Gleichzeitigkeit oder die räumliche definierte Anwesenheit von jemandem (Greschke 2019, 1). Eine Gleichzeitigkeit von miteinander kommunizierenden Menschen aus entfernten geografischen Orten ist mittels skopischer Medien möglich; eine Gleichörtlichkeit ist nur bezogen auf den virtuellen Raum, nicht aber auf einen geteilten physikalischen Raum möglich. Greschke schildert ein Beispiel, in dem Vater und Tochter, die getrennt voneinander leben, kommunikative Gleichzeitigkeit und eine auf den virtuellen Raum beschränkte Gleichörtlichkeit herstellen. Die beiden verbringen am Wochenende Nachmittage miteinander, indem sie Videotelefonate führen und mit Hilfe einer bestimmten Suchmaschine durch das Informationsangebot des www navigieren (a.a.O., 8). Sie schauen sich gemeinsam Videos auf YouTube an und recherchieren Lernmaterialien (ebd.). Die von ihnen realisierte Präsenz ist eine immaterielle Präsenz. In der Studie »Transnational leben« zeigte sich, dass solche medialen Anwendungen bevorzugt werden, die der leibhaftigen Face-to-face-Präsenz möglichst nahe kommen d.h. die Sinne, vorrangig den Gesichtssinn ansprechen. Eine iranische Migrantin spricht sich ausdrücklich für das »Reden mit Gesichtern« aus, wenn sie via Internet mit ihrer Familie im Herkunftsland kommuniziert. Sie sagt: »Wir müssen uns schauen. Mit Sehen ist sehr sehr besser«.

Und doch: Es bleibt ein Bild, eine übertragene Stimme. Nicht die Situation selbst wird erfahren, sondern nur das medial Transportierte (Wulf 2006, 140). Gleichzeitigkeit ist zwar gegeben, aber es ist eine andere Gleichzeitigkeit als die in der unvermittelten Begegnung und es ist eine andere Gleichörtlichkeit. Die Differenzen werden von den interviewten Migrant*innen wahrgenommen, aber es ist schwierig sie begrifflich zu fassen. Ein Migrant, der aus Italien eingewandert ist, meint, das Online-Treffen mit Freunden sei »fast wie zusammensitzen« und ergänzt: »Es ist wie reden, aber verkürzt«. Für einen Interviewpartner, dem seine Verwandten aus dem Senegal Bilder von dem

dort zelebrierten Opferfest schickten, bedeuteten diese Bilder »man feiert ein bisschen mit«. Die Bilder, die Rogers aus Uganda bekommt, kommentiert er wie folgt: »Es bringt die Freunde und das Gefühl von Zuhause ein bisschen in die Nähe«. Es sind die Wörter »fast wie«, »verkürzt«, »ein bisschen«, die die besondere Form der Präsenz, ermöglicht durch skopische Medien, charakterisieren.

In der Situation von Migration ist Präsenz eine ausschließlich kommunikative Leistung (Greschke 2019, 5). Die Ergebnisse der eigenen Studie »Transnational leben« bestätigen die These von Greschke, dass »Kommunikationstechnologien eine unverzichtbare Ressource zur Organisation gemeinsamer Familienzeiten [...] von körperlich distanten Mitgliedern« (a.a.O. 3) darstellen. Digitale Kommunikationstechnologien werden in einer Weise angeeignet, »die sie zu einem generativen Teil einer translokalen Lebensweise im transstaatlichen Kontext werden lässt« (a.a.O., 8).

Dennoch besteht die Tendenz, der leibhaftigen Begegnung jenseits des medialen Raums den Vorzug zu geben. Ein Interviewpartner beschreibt den Vorteil der Face-to-face-Kommunikation wie folgt: »You can make yourself more clear and there is no misunderstanding«. Kommunikation im Zeichen des Skopischen bietet dem Körper geringere Möglichkeiten für nonverbale Mitteilungen. Es gibt keine Möglichkeit, den Körper als »semiotische Ausdrucksressource« (Stukenbrock 2009, 303) einzusetzen, »um die Aufmerksamkeit des Adressaten in einer bestimmten Weise räumlich zu steuern [...]« (ebd.). Es vermindern sich die Chancen, in Abstimmung mit nonverbalen Signalen, das Mitgeteilte zu dosieren und zu relativieren. Greschke betont im Anschluss an Anja Stukenbrock die Bedeutung von Leiblichkeit als Orientierungsgröße für die menschliche Wahrnehmung, die im Fall körperlicher Distanz zwischen Migrant*innen und ihren Kommunikationspartner*innen im Herkunftsland eine Erschütterung erfährt (a.a.O., 10 nach Stukenbrock 2015, 6f.). Mittels skopischer Medien können geografische Entfernungen zwar überbrückt, aber nicht aufgehoben werden, wofür die weitgehende Ausgrenzung von Körperlichkeit wesentlich ist.

Verknüpfung unterschiedlicher Zeit- und Raumzonen

Skopische Medien projizieren laut Knorr Cetina Kontexte und Horizonte, die sich außerhalb der eigenen Lebenswelt befinden; sie übertragen eine globale Welt verschiedener Zeitzonen (Knorr Cetina 2012, 170). Was die Teilnehmer*innen dieser Welt zusammenhalte, sei mehr eine »Gemeinschaft der Zeit

als eine des Raumes« (a.a.O., 188). Schon Meyrowitz verwies mit Blick auf audiovisuelle Medien auf die abnehmende Bedeutung des Raumes als »Quelle von Information, Erfahrung, Unterhaltung, Sicherheitsgefühl und Selbstverständnis« (Meyrowitz 1998, 186). Er fährt fort: »Je mehr das Erleben an medienvermittelte Interaktionen gekoppelt ist, desto mehr stellt die physische Lokalisierung nur den Hintergrund für diese anderen Erfahrungen dar und nicht den gesamten Lebensraum« (a.a.O., 189).

Die Vermittlung von Zeitzonen gelingt in der Migrationssituation oft nur, wenn bestimmte Kommunikationszeiten vereinbart werden (Greschke 2019, 94). Vara hat mit ihrer Familie in Syrien jeden Samstag einen Videocall vereinbart; Lara skypet mit ihren Eltern in Spanien am Abend nach 22 Uhr, ein Zeitpunkt, der für Lara nicht unproblematisch ist. Sie sei um diese Zeit bereits todmüde, während ihre Eltern beginnen würden, das Abendessen vorzubereiten. Es zeigt sich in dem zweiten Beispiel, dass die Verkoppelung von Zeitzonen durch räumlich-kulturelle Faktoren, die unterschiedliche Lebensstile begründen, erschwert werden kann. Die vollständige Ablösung von digital übermittelten Informationen aus lokalen Kontexten dürfte im Fall globaler Devisenmärkte, wie sie Knorr Cetina untersucht, zutreffen, im Migrationskontext sind Zeit und Raum schwer zu trennen. Vor allem, wenn man den Raumbegriff von Georg Simmel folgt, wonach sich die Entstehung von Räumen der Tätigkeit der Seele verdankt und soziale Wechselwirkungen als Raumerfüllung zu betrachten sind (Simmel 1922, 460f.), muss davon ausgegangen werden, dass die Verflechtung von Zeitzonen mit der Verflechtung von Räumen einhergeht. Räume werden in Form kultureller Codes und sozialer Muster andernorts wirksam. Zuweilen steht in der globalen Kommunikation die Vermittlung von Raumzonen sogar im Vordergrund, wie sich aus der Erzählung von Malika erschließt. Während eines Besuchs ihrer marokkanischen Familie im Migrationsland wurden täglich 20–40 Bilder an die Zurückgebliebenen im Herkunftsland geschickt, die die besuchten Orte zeigten. Die medial übermittelten Bilder von diesen Orten treffen auf andere Orte. Es ist anzunehmen, dass die Adressat*innen dieser Bilder Verknüpfungen herstellen zwischen den neuen Orten und den ihnen vertrauten Orten, dass Ähnlichkeiten und Differenzen festgestellt werden, dass synthetische Situationen entstehen, aus denen neue Interaktionsformen hervorgehen. Eine Verschränkung von Raum- und Zeitzonen erfolgt in transnationalen Online-Diskussionsrunden, in die sich zu einem bestimmten Zeitpunkt, Familienmitglieder oder Freunde aus verschiedenen Ländern einklicken. Sie sind einerseits verbunden in einer Gemeinschaft der Zeit (Knorr Cetina 2012, 188)

und andererseits kreieren sie ein Ineinander von Räumen, indem sie sich wechselseitig Bilder von sozialen und kulturellen Ereignissen posten, die sich auf unterschiedliche Räume beziehen. Sie schaffen eine neue Geografie der Orte.

Zirkuläre Prozesse der Ein- und Entbettung

Laut Knorr Cetina u.a. wird die Beobachtung von Personen und Ereignissen im Kontext skopischer Medien aus dem direkten physischen Zusammenhang gehoben (Knorr Cetina u.a. 2017, 53). Für die im Devisenhandel über den Bildschirm fließenden Informationen, die Gegenstand der Untersuchung von Knorr Cetina u.a. waren, mag das so stimmen. Das skopische Medienhandeln von Migrant*innen bewirkt beides: die Ent- und Einbettung medialer Inhalte. Es sind zirkuläre Bewegungen zu beobachten. Die Personen und Ereignisse, die in Form von Bildern, Videos, Soundbotschaften für Migrant*innen sichtbar und hörbar gemacht werden, schütteln zwar ihre physische Einbettung ab, sie werden entbettet, um wahrgenommen werden zu können. Die entbette-ten Botschaften bedeuten für die Migrant*innen wiederum eine Möglichkeit, ihre Einbettung in die Herkunftsfamilie und -region zu erhalten oder neu zu beleben.

Die Versuche der Einbettung mittels skopischer Medien können gestört werden z.B. dann, wenn in der Stadt, in der Migrant*innen gelebt haben, Krieg herrscht und vertraute Orte verschwinden, wenn sie also für eine Einbettung gar nicht mehr zur Verfügung stehen. So erklärt sich, warum es Farid vermeidet, Bilder vom zerstörten Syrien zu sehen. Aber wenn er von Bombenangriffen hört, kann er nicht anders als via WhatsApp bei seinen Verwandten anzufragen: »Are you still alive?«. Eine andere Migrantin lehnt es ab, sich Bilder vom zerstörten Damaskus zu machen. Sie will ihre Bilder von einem unzerstörten Damaskus erhalten; diesem Damaskus will sie sich verbunden sehen. Ob nun die Bilder der neuen Wirklichkeit oder die Erinnerungsbilder dominieren, die Gedanken, Fragen, Fantasien beider Interviewpartner*innen bewegen sich hin und her, von einem Ort zum andern, woraus im Erleben ein Gemisch aus Ein- und Entbettungen entstehen kann.

Das Involviertsein in zirkuläre, deterritorialisierte Gedanken- und Gefühlswelten birgt ungeachtet möglicher Irritationen und Belastungen, eine Keimform für hybride Lebenskonzepte (Pries 1998, 77) wie sie Tschernokoshewa beschreibt; Lebenskonzepte, die kein Entweder-Oder, sondern ein Entweder-und-Oder als Denkgrundlage haben (Tschernokoshewa 2005, 24) und

die es erlauben, aus einem mehrfachen kulturellen Programm zu schöpfen (Tschernokoshewa 2015, 68).

Das Potential skopischer Medien entfaltet sich durch das mediale Handeln der Subjekte; es verändern sich durch dieses Handeln im Zeichen des Skopischen soziale Interaktionsformen. Die gesellschaftliche Makroebene bleibt davon nicht unbeeinflusst. Die mediale Durchdringung von Mikropraktiken fördert deren globale Ausbreitung, was zu einem Wandel der Sozialformen ganzer Gesellschaften führen kann (Knorr Cetina u.a. 2017, 47). Die im ersten Kapitel diskutierten gesellschaftlichen Phänomene wie Transnationalität, Transkulturalität, Hybridität sind folglich auch in den alltäglichen, häufig medial gestützten Mikropraktiken verankert.

2.3.3 Medienaneignung im Kontext von Migration

Zur Illustration medienwissenschaftlicher Annahmen wurden in den ersten beiden Abschnitten dieses Kapitels exemplarische Situationen der Medienaneignung herangezogen. Die Einblendung der Empirie soll in diesem Abschnitt vertieft werden, indem ich ausgewählte, auf das Migrationsland Deutschland bezogene oder dort durchgeführte medienwissenschaftliche Forschungsprojekte bzw. Forschungsergebnisse vorstelle, die sich mit den hier verfolgten Forschungsinteressen treffen. Die Medienaneignung steht im Zentrum der vorliegenden Befunde. Unter Medienaneignung verstehe ich die Einbeziehung von Medien und medialen Inhalten in die eigene Lebenswirklichkeit, die Rezeption und Reflexion externer Medienangebote, die Mitgestaltung von Medien und die Reflexion des eigenen Medienhandelns sowie die mediale Verarbeitung von Erfahrungen im Hinblick auf Selbst- und Weltkonstruktionen einschließlich emotional-sinnlicher Bezüge.

Zu Beginn des 21. Jh.s richtete Hugger sein Forschungsinteresse auf die Bedeutung transnationaler sozialer Räume im Internet als Ressource für den Identitätsaufbau deutsch-türkischer Migrant*innenjugendlicher⁹ (Hugger 2005, 2). Wie er beobachtete, sind unter diesen Jugendlichen deutsch-türkische Internetportale wie Vaybee.de besonders beliebt; hauptsächlich werden interaktive Angebote des Portals wie E-Mail, Homepages, Diskussionen und Chats

9 Ausgewählt wurden Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 14 und 25 Jahren, bei denen zumindest ein Elternteil in der Türkei geboren ist. Sie hatten teilweise einen deutschen, teilweise eine türkischen Pass (Hugger 2009, 104).

genutzt (a.a.O., 4f.). Typisch für die Online-Kommunikation deutsch-türkischer Jugendlicher sei das »Code-Switching« (ebd.), d.h. ein ständiger Wechsel zwischen türkischer und deutscher Sprache. Als Beispiel dafür nennt Hugger das Online-Forum »Türkin in Pornofilm?«, in dem anlässlich des Films »Gegen die Wand« von Fatih Akin über türkisches Ehrgefühl und über Werte für Türken in Deutschland diskutiert wurde (ebd.). Hugger kommt zu dem Schluss, dass der Kommunikationsraum Internet von Migrantenjugendlichen als »Möglichkeitsgefüge« (ebd.) angeeignet wird, in dem hybride Identitäten ausgehandelt und ausgedrückt werden. Das Internet biete der zweiten und dritten Generation der in Deutschland lebenden Migrant*innen neue Ressourcen für den Ausdruck eigener Lebensvorstellungen jenseits nationaler und ethnischer Sortiermuster und geschützt durch eine gewisse Anonymität und Unverbindlichkeit (a.a.O., 15). Auch in der Migrationsforschung wurde, wie unter 2.2.3 bereits beschrieben, die Infragestellung und Unterwanderung ethnischer Sortiermuster durch junge Migrant*innen festgestellt.

Eine wenige Jahre später durchgeführte mediatisierungstheoretisch ausgerichtete und von Andreas Hepp geleitete Untersuchung beschäftigte sich mit der Frage: »Wie eignen sich Personen der marokkanischen, russischen und türkischen Diaspora Medien im Hinblick auf ihre kommunikative Vernetzung und Identitätsartikulation an?« (Hepp/Bozdag/Sana 2011, 14). Diaspora wird als »nationenübergreifende(n) Vergemeinschaftung« (Bozdag 2013, 41) verstanden. Untersucht wurden im Rahmen einer medienethnografisch angelegten Studie 100 Personen der türkischen, marokkanischen und russischen Diaspora in Bremen, Berlin und Umland. Ausgehend von einer Kritik an Forschungen und Reporten, die die Integration von Migrant*innen ins Zentrum rücken, wollte die Bremer Forschungsgruppe den Blick auf die Komplexität und Vielfalt diasporischer Gemeinschaften und Kulturen lenken, so interpretiere ich, indem sie »die Gesamtheit der Medienaneignung und der in dieser konkret werdenden kommunikativen, auch transnationalen Vernetzung und Identitätsartikulation« (a.a.O., 64) fokussierte.

Orientiert an diesen Gesichtspunkten konnten Hepp u.a. in ihrem Sample drei Typen herausarbeiten: Herkunftsorientierte, Ethnoorientierte und Weltorientierte (a.a.O., 68ff.). Herkunftsorientierte haben eine »subjektiv gefühlte Zugehörigkeit zu ihrer Herkunftsregion« (a.a.O., 69); die »Herkunftsvernetzung« (ebd.) hat einen hohen Stellenwert. Ethnoorientierte sehen ihre »Zugehörigkeit im Spannungsverhältnis zwischen Herkunft und nationalem Aufnahmekontext« (a.a.O., 70) und bezeichnen sich selbst als »Deutschtürke«, »Deutschmarokkaner«, »Deutschrusse« (ebd.). Weltorientierte sehen ih-

re Identität jenseits des Ethnisch-Nationalen (a.a.O., 71). Ihre kommunikative Netzwerke erstrecken sich über verschiedene Länder hinweg.

Jeder Typus ist laut Hepp u.a. mit einer spezifischen Medienaneignung verbunden. Herkunftsorientierte bevorzugen Medien, die sich für die Vernetzung mit dem Herkunftsland eignen wie Medienangebote von Medienhäusern aus dem Herkunftsland (a.a.O., 171). Das Fernsehen aus dem Herkunftsland sei für sie das wichtigste Unterhaltungsmedium (ebd.). Ethnoorientierte nutzten Medien der Massenkommunikation aus Herkunfts- und Migrationsland z.B. deutsche und türkische Zeitungen; ihre personale Kommunikation mit der eigenen Diaspora bzw. mit Deutschen erfolge mittels digitaler Medien (a.a.O., 71). Bei den Weltorientierten sei das Medienrepertoire sehr breit angelegt. Um mit Familien- und Diasporaangehörigen, die über die Welt verstreut sind, zu kommunizieren, werden Email, Telefon, Chat, Social-Web-Angebote genutzt (ebd.).

Ethnoorientierte bilden den Kern der untersuchten Migrationsgemeinschaften, gefolgt von den Herkunftsorientierten (a.a.O., 68). Weltorientierte sind deutlich weniger stark vertreten und kommen vorrangig aus der türkischen Diaspora (ebd.). Die Herkunftsorientierten sind älter als die Ethnozentrierten; die Weltorientierten sind die Jüngsten (ebd.).

Hepp u.a. bezeichnen die Angehörigen der verschiedenen Typen als »mediale Migranten«, was sie damit begründen, dass deren Leben und deren Alltagswelt von einer umfassenden medialen Durchdringung gekennzeichnet sei. Medienaneignung ist, so ihre These, »konstitutiv für das Leben kultureller Identitäten von Migrantinnen und Migranten in Deutschland« (a.a.O., 8). Migration stellt demnach ein weiteres Feld der Konkretion von »Mediatisierten Welten« (Krotz/Hepp 2012, 13) dar. Cigdem Bozdogan recurriert auf dasselbe Datenmaterial, fokussiert aber in einer eigenen Veröffentlichung die Aneignung von Diasporawebsites. Diese zählen zu den Diasporamedien, die solche Medien bezeichnen, »die von Migrantinnen und Migranten produziert, von diesen selbst angeeignet und in denen migrationsspezifische Inhalte verhandelt werden« (Bozdogan 2013, 63). Das können klassische Massenmedien wie diasporische Radiosendungen, Zeitungen, Zeitschriften, Fernsehsendungen sein oder internetbasierte Medien wie diasporische Social-Network-Sites oder Webportale wie Vaybee.de (ebd.). Bozdogan, deren Interesse den Diasporawebsites gilt, untersucht u.a. das Digital-Storytelling in den Diskussionsforen dieser Websites durch muslimische junge Frauen aus der marokkanischen Diaspora (a.a.O., 190). Gegenstand ihrer Untersuchung ist das Erzählen von Liebes- und Kurzgeschichten, bei dem die Erzähler*innen in Interaktion mit

den Leser*innen alltägliche Probleme und Widersprüche u.a. in Bezug auf Geschlechterbeziehungen thematisieren. Diese Geschichten, so ein Ergebnis der Analyse, repräsentierten die Diasporarealität aus der Sicht von Diasporaangehörigen (a.a.O., 206). Sie dienten dazu, im Austausch über Familie, Geschlechterrollen, Moral, einen gemeinsamen diasporischen Sinnhorizont zu produzieren, der zu einer ethnischen Vergemeinschaftung in der Diaspora beitrage (ebd.).

Im Forschungsansatz der Bremer Forschergruppe steht die Diaspora im Zentrum des Forschungsinteresses, womit implizit eine Trennlinie zur Aufnahmegesellschaft gezogen wird. Auch wenn Beziehungen zu Angehörigen der Aufnahmegesellschaft nicht ignoriert werden, konzentriert sich das Forschungsinteresse auf die Rolle von Medien für die Konstruktion von Bedeutungshorizonten und auf Praktiken der Vergemeinschaftung innerhalb einer ethnisch homogenen Personengruppe. Es stellt sich die Frage, wie dieser Zugang zum Konzept der Transmigration steht. Dieses geht davon aus, dass Migrant*innen ihre Bezugspunkte zu mehr als einer ethnischen Gruppe haben, dass sie sich nicht von der Aufnahme- bzw. Migrationsgesellschaft abgrenzen und stattdessen eine soziokulturelle Wirklichkeit über ethnische Grenzen hinweg schaffen (Kühn 2012, 47). Die diasporische Perspektive birgt das Risiko, dass Momente der Transmigration vielleicht nicht übersehen werden, aber deren Bedeutung für die Konstruktion von Sinn- und Beziehungsmuster sowie für Selbstentwürfe zu wenig Beachtung finden¹⁰.

Eine weitere mediatisierungstheoretisch gerahmte Untersuchung der jüngsten Zeit, die insbes. im Kontext skopischer Medien von Interesse ist, haben Heike Greschke, Diana Dreßler und Konrad Hierasimowicz (2019) vorgelegt. Sie analysierten Eltern-Kind-Beziehungen in geografisch getrennt lebenden Migrationsfamilien ausgehend von der Frage: Worin liegt der besondere Wert technologischer Migrationsbegleiter für die Mediatisierung der Eltern-Kind-Beziehungen? (Greschke/Dreßler/Hierasimowicz 2019, 134). An der Untersuchung nahmen Familien aus Polen, Ungarn, Spanien, Ukraine und aus südamerikanischen Ländern teil. Wie bereits in Kapitel 2.3.2 erläutert, entstehen in der medialen Verkoppelung entfernter Situationen neue Formen von Präsenz (Greschke 2019, 8). Durch diese Präsenz

10 Allerdings werden in der Bremer Untersuchung mit dem Typus der Ethnoorientierten transmigrantische Aspekte insofern benannt, als deren Gefühl von Zugehörigkeit im Spannungsverhältnis zwischen Herkunfts- und Migrationsgesellschaft angesiedelt wird.

gelingen es, dass Familien, die an getrennten Orten leben, eine Familie bleiben. Ebenso wie diese Präsenz medial hergestellt wird, werde auch Familie zu einer Herstellungsleistung (a.a.O., 10). Den digitalen Kommunikationstechnologien kommt Greschke u.a. zufolge eine zentrale Rolle bei der Aufrechterhaltung von Familienbeziehungen über Nationen und Länder hinweg zu (Greschke/Dreßler/Hierasimowicz 2019, 135); sie bilde eine »unerlässliche technische Infrastruktur« (Greschke 2019, 94).

Die referierte medienwissenschaftliche, auf Migration gerichtete Forschung beschäftigt sich mit der Rolle von Medien für die Gestaltung von sozialen Beziehungen, für die Entwicklung neuer Sinnhorizonte, für Selbstentwürfe und Positionierung im Kontext von Migration. Medien werden als Informationskanäle, als Kommunikationsinstrumente, als Bühnen für Selbstpräsentation und für die Aushandlung neuer Orientierungen und Lebensstile geschildert. Neben den Massenmedien gewinnen digitale Medien eine immer wichtigere Bedeutung insbes. bei jungen Migrant*innen, aber als Kommunikationsmedien auch generell, weil sie dank ihrer skopischen Qualität wie kein Medium zuvor, distante geografische Räume und Zeitzonen miteinander verflechten.

Unterschiede zeichnen sich in der Blickrichtung ab, je nachdem, ob Migrant*innen als spezifische Gruppe betrachtet werden, was zumindest implizit eine Abgrenzung vom Rest der Gesellschaft impliziert oder ob sich der Blick auf Prozesse richtet, die ethnische Grenzen überwinden und eine Wirklichkeit jenseits ethnischer Sortiermuster ansteuern.

2.3.4 Massenmediale und künstlerische Problematisierungen von Migration

Wurden im vorangegangenen Abschnitt anhand empirischer Studien Migrant*innen als Nutzer*innen und Gestalter*innen von Medien thematisiert, so richtet sich der Blick im Folgenden auf Medien als Lieferanten von Problematisierungen und als »Instanzen der Orientierung« (Hepp 2010, 72) zum Thema Flucht und Migration. Nachdem zunächst einige grundsätzliche Überlegungen zur Rolle von Massenmedien angestellt werden, werden diese am Beispiel ausgewählter empirischer Ergebnisse konkretisiert und mit den medialen Botschaften künstlerischer Arbeiten verglichen.

Angelika Pofe­rl beschäftigt sich mit der Bedeutung massenmedialer Mediatisierung für das »Verständnis kommunikativer Zusammenhänge in einer globalisierten Welt« (Pofe­rl 2017, 278). Nach Pofe­rl produzieren Massen-

medien »medial gefilterte Selbstbeschreibungen von Gesellschaft (a.a.O., 279) und wirken insofern an der »Entwicklung gesellschaftlich zirkulierender Deutungsmuster« (a.a.O., 282) mit. Sie lieferten »diskursiv strukturierte Situationsdefinitionen« in Form von »Problematierungswissen«, das bestimmten Sachverhalten Problemcharakter zuspricht (a.a.O., 284). Wenn Pofersl Massenmedien als Lieferanten von »Problematierungswissen« (ebd.) bezeichnet, so scheint sie ein ähnliches Potential von Massenmedien im Auge zu haben wie Friedrich Krotz, der diese in Anlehnung an Stuart Hall als Produzenten »bedeutungsvoller Diskurse« (Krotz 1998, 78) betrachtet. Hall schreibt in diesem Zusammenhang: »Before this message can have an ›effect‹ (however defined), satisfy a ›need‹ or be put to a ›use‹, it must first be appropriated as a meaningful discourse and be meaningful decoded« (Hall 1980, 130). Die codierten massenmedialen Botschaften, die sich zu »meaningful discourses« (ebd.) verdichten, speisen sich aus dem Wissensbestand der Produktionsseite (Krotz 1998, 78; Hall 1980, 129). Wenn mediale Botschaften Hall zufolge decodiert werden müssen, dann deutet er Interpretationsspielraum an. Ähnlich wie Hall gehen auch Pofersl und Krotz davon aus, dass sowohl das massenmediale »Problematierungswissen« als auch die »bedeutungsvollen Diskurse« eine die Erfahrungsmöglichkeiten der Adressat*innen steuernde Funktion übernehmen, ohne diese zu determinieren. Nach Pofersl liegen die massenmedial vermittelten Prozesse der Problematierung den Erfahrungen als »strukturell gegebenes, aber zugleich in hohem Maße kontingentes Bedingungsgefüge zugrunde« (Pofersl 2017, 287). Nach Krotz sind dem Codierungsprozess »spezifische Leseweisen« (Krotz 1998, 78) mitgegeben, anders gesagt, Vorstellungen, wie ein Text zu lesen ist. Diesen Appellen eines Textes stehen Rezipient*innen gegenüber, die ihrerseits über einen lebensweltlich geprägten Deutungsrahmen verfügen, der in der erforderlichen Decodierung codierter medialer Botschaften aufgerufen wird (a.a.O., 79). Im Spannungsfeld der beiden Interpretationskontexte entsteht der »subjektiv konstruierte Text, der als interpretierter in den Wissensvorrat des Subjekts integriert wird« (ebd.).

Ricarda Drücke, Elisabeth Klaus und Anita Moser haben zum Thema Flucht und Geflüchtete die Berichterstattung österreichischer Printmedien analysiert. Einbezogen wurden Artikel der österreichischen Tageszeitungen Salzburger Nachrichten, Standard, Kronen Zeitung, Presse, die mindestens ein Bild enthielten. Sie wurden vom 1.8.2015–30.10.2015 ausgewertet (Drücke u.a. 2017, 317). Das Erkenntnisinteresse galt den auf den Medienbildern dominierenden Bildmotiven. Häufig sind auf den Bildern das Mittelmeer und Menschen zu sehen, die gerade auf der europäischen Seite angekom-

men sind. Die von den Bildern nahegelegte Lesart lautet nach Drüeke u.a.: Die Angekommenen haben das gefährliche Meer hinter sich gelassen und befinden sich nun in einer Region, die ihnen Sicherheit und eine bessere Zukunft verspricht (Drüeke u.a. 2017, 319). Auf diesen Bildern werden materielle Grenzen visualisiert, während es zu symbolischen Grenzsetzungen auf Bildern kommt, auf denen einerseits Geflüchtete zu sehen sind und andererseits Polizei, die verhindert, dass die Geflüchteten auf das angestrebte Territorium eines Migrationslandes wechseln können (a.a.O., 322). Die Polizei ein unsichtbares Wir vor den sichtbaren Anderen, die als Geflüchtete gekommen sind. Drüeke u.a. haben darüber hinaus gehäuft einen Bildtypus entdeckt, durch den identitätspolitische Verortungen vorgenommen werden (a.a.O., 324). Dazu zählen sie Bilder, auf denen Geflüchtete als dunkle Menschenmenge dargestellt werden, die Vorstellungen von Flut und einem anschwellenden Strom hervorrufen, der das unsichtbare Wir zu überfluten droht (ebd.).

In den beiden Bildtypen, die materielle oder symbolische Grenzen visualisieren, zeigt sich eine ambivalente Haltung gegenüber Flucht und Geflüchteten. Während der erste Bildtypus eher an das Mitgefühl mit Menschen appelliert, die einer Gefahr entronnen sind, legt der zweite Bildtypus eine Deutung nahe, wonach diese Menschen selbst zur Gefahr in den Ankunftsländern werden. Allerdings ist auch der empathische Blick ein Blick von Nicht-Betroffenen auf Betroffene und etabliert somit eine Abgrenzung. Medienbilder fordern, wenn man Krotz (1998) bzw. Hall (2004) folgt, zur Decodierung auf. Im Decodierungsprozess kommt der Erfahrungshorizont der Rezipient*innen ins Spiel, der zu einer Adaption der angebotenen Problematisierungen und Lesarten führen, aber auch Kritik und Widerspruch evozieren kann.

Den massenhaften medialen Inszenierungen stellen Drüeke u.a. künstlerische Arbeiten gegenüber, die sich ebenfalls mit Migration bzw. allgemein mit Ankommen, Verorten, Ein- und Ausgrenzungen auseinandersetzen. Diese Arbeiten zielen, so die These der Autorinnen, auf die »Dekonstruktion stereotyper Repräsentationen, auf die Produktion gegenhegemonialer Bilder und Sichtweisen auf Migration und Migrant*innen« (Drüeke u.a. 2017, 327). Ich möchte zwei Beispiele aufgreifen: das Foto »The Unknown« von Nicole Weniger und die Installation »Escaping Cactus« von Nilbar Güreş. Mit dem Foto »The Unknown« thematisiert Weniger, so Drüeke u.a., die Orientierungslosigkeit von Menschen, ihre Suche nach Verortung, ein Phänomen, das man auf Migration beziehen kann und das zugleich ein allgemeines Phä-

nomen der Gegenwartsgesellschaft ist. Die Installation »Escaping Cactus« zeigt einen Stoffkaktus, der sich aus einem Blumentopf befreit und wegläuft. Diese Arbeit thematisiere Grenzen und Grenzenlosigkeit, indem die Logik der Biologie außer Kraft gesetzt werde, sie konfrontiere mit der Frage »Wie hoch muss der Leidensdruck sein, dass man ein Leben – möglicherweise ohne Erde, Wurzeln und Wasser [...] in Kauf nimmt?« (a.a.O., 332).

Während die untersuchten massenmedialen Bilder Grenzen einziehen und festschreiben, spielt das Foto »The Unknown« auf eine Erfahrung an, die Menschen, Migrant*innen und Nicht-Migrant*innen, miteinander verbindet. Während einige der massenmedialen Bilder Migrant*innen als Bedrohung symbolisieren, fordert die Installation von Güreş dazu auf, über Gründe für Migration nachzudenken. Die künstlerischen Arbeiten transportieren nach Drüeke u.a. Unbestimmtheit und Mehrdeutigkeit und schaffen damit intendierte Spielräume für unterschiedliche Rezeptionen (a.a.O., 327).

Die Problematisierung von Migration als mehrdeutiges Phänomen zeigt sich auch, wie Brigitte Hipfl in ihrer Analyse festgestellt hat, in dem Film »Import/Export« von Ulrich Seidl. Seidl führe, so Hipfl, einen gängigen Deutungsrahmen vor, in dem Migrant*innen als Wirtschaftsflüchtlinge und als lästige Konkurrenten bezeichnet werden (Hipfl 2015, 229). Diesen Deutungsrahmen stelle er durch einen anderen in Frage, indem er das migrantische Leben als gefährdetes Leben in Szene setze (ebd.), das Prekarität produziere. Mit einem dritten Deutungsrahmen liefere der Film die Botschaft, dass die Gefährdungen nicht endgültig sind, sondern produktive Seiten haben, aus denen, wie Hipfl in Anlehnung an Isabell Lorey (2012, 13) formuliert, »ermächtigende Faktoren der Subjektivierung« (a.a.O., 230) erwachsen können.

Die im Vorangegangenen vorgestellten und diskutierten medienwissenschaftlichen Diskurse beziehen sich auf unterschiedliche Dimensionen des Zusammenhangs von Medien und Migration. Die Mediatisierungsthese beleuchtet den engen Zusammenhang von Medien und soziokulturellem Wandel und begründet, warum auch Migrationsprozesse als Teile des Wandels mediatisierungstheoretisch zu betrachten sind. Das Konzept »skopische Medien«, das im Kontext des Mediatisierungsparadigmas entstanden ist, zeigt das Leistungspotential skopischer Medien in der transnationalen Kommunikation von Migrant*innen auf. Es hilft zu verstehen, wie sich durch skopisches Medienhandeln Kommunikations-, Lebens- und Wahrnehmungsformen verändern, die die gesellschaftlichen Makrostrukturen nicht unberührt lassen.

Die mediatisierungstheoretisch geprägte Medienforschung hat sich mit der Gestaltung sozialer Beziehungen und der Identitätsentwicklung bestimmter Migrant*innengruppen beschäftigt. Das Internet wurde als Möglichkeitsgefüge für den Ausdruck und das Aushandeln hybrider Subjektentwürfe festgestellt (Hugger 2005, 5). In einem Forschungsprojekt der Bremer Forscher*innengruppe wurden, orientiert an den Gesichtspunkten soziale Vernetzung und Identitätsartikulation, bestimmte Migrant*inentypen identifiziert, die jeweils mit einer spezifischen Medienaneignung einhergehen (Hepp 2011, 53ff.) Darüber hinaus wurde in einer von Greschke/Dreßler/Hierasimowicz durchgeführten Untersuchung als Folge der geografischen Trennung von Familien die Entstehung eines neuen Familientypus festgestellt, wofür digitale Technologien eine unverzichtbare Infrastruktur darstellen (Greschke u.a. 2019, 135ff.).

Mit Blick auf die mediale Angebotsseite in Gestalt von Massenmedien und von künstlerischen Arbeiten, die sich auf Flucht und Migration beziehen, wurden Deutungsvorlagen analysiert, denen eine bestimmte Lesart mitgegeben ist. Während die untersuchten massenmedialen Botschaften – so das Ergebnis der Analyse – tendenzielle Trennungen zwischen dem Wir der Bevölkerung in den Migrationsländern und den Geflüchteten als den Anderen betonen, wurden die analysierten künstlerischen Arbeiten in Gestalt von Foto, Installation, Film als gegenhegemoniale Deutungsangebote charakterisiert. Im Spannungsfeld zwischen diesen Deutungsangeboten und dem Erfahrungshorizont der Rezipient*innen entsteht aus mediatisierungstheoretischer Perspektive der »subjektiv konstruierte Text, der als interpretierter in den Wissensvorrat des Subjekts integriert wird« (Krotz 1998, 79).

2.4 Genderforschung

Pierrette Hondagneu-Sotelo unterscheidet zwei gegenläufige Trends in der Erforschung des Zusammenhangs von Migration und Gender: (1) eine androzentrische Blindheit gegenüber feministischen Genderperspektiven und (2) eine pulsierende Diskussion zu diesem Zusammenhang (Hondagneu-Sotelo 2013, 234). Für Christine Catarino und Mirjana Morokvašić steht fest: »The gender perspective in migration has become necessary, a sine qua non in studying migration phenomena« (Catarino/Morokvašić 2013, 249). Prozesse der Vergeschlechtlichung sind Ernst zufolge ein Bestandteil von Migrationsprozessen; sie machen letztere erst verstehbar (Ernst 2013, 160).

Für die Unverzichtbarkeit der Genderperspektive werden von Gender- bzw. Migrationsforscher*innen mehrere Gründe genannt:

- der hohe Anteil von Frauen an der Migrationspopulation (User 2013, 14). Im Jahre 2015 lag der Anteil von Frauen an der Gesamtzahl der Migrant*innen bei 48 % (International Migration Report 2015, 28); im Jahre 2017 lag er bei 42 % (International Migration Report 2020, 34). Die Genderverteilung ist regional unterschiedlich. Während der Frauenanteil an den Migrant*innen in Südasien und in den arabischen Staaten deutlich unter dem Anteil männlicher Migranten liegt, ist er in Nordamerika in Nord-, Süd- und Westeuropa ausgeglichen (ebd.).
- die Feminisierung von Migration, die insbes. auf die »temporäre und nachfrageorientierte Arbeitsmigration« (Kannengießler 2012, 24) bezogen wird. Ganze Arbeitssegmente wie Hausarbeit und Prostitution seien auf Migrantinnen (Lenz 2001, 22) im Kontext vergeschlechtlichter Bedingungen in den Herkunfts- und Zielländern zugeschnitten (Hess/Lenz 2001, 22).
- Der Wunsch, der traditionellen Genderordnung zu entkommen, wie Brooks/Simpson auf der Basis ihrer Studie über polnische Migrantinnen schreiben: »(. . .) women seek to escape the constraints of a traditional gender order and find new freedom in their host domain« (Brooks/Simpson 2013, 161). Eine Migrantin aus Simbabwe sprach in der Studie »Transnational leben« als Grund für ihr Weggehen aus dem Herkunftsland die Gewalt an, die sie dort auch selbst erfahren hatte und der gegenüber sie sich schutzlos ausgeliefert fühlte: »You can't rely on someone else to help you. Not on the street, not in your home, not anywhere. You have to be the one to get yourself out of the bad situation [...]«.
- Die Entschlossenheit von Migrantinnen durch Migration ihre Chancen auf Bildung und Ausbildung zu verbessern, wie das Beispiel Malika zeigt, die aus Marokko mit dem Ziel nach Deutschland gekommen ist: »Ich muss was erreichen in Deutschland«. Sie begann als Au-pair im Jahre 1999 und hat im Jahr 2017 ein Studium für Pflegewissenschaft abgeschlossen.

Eine Frage, die in der gendersensitiven Migrationsforschung implizit oder explizit gestellt wird, lautet: Werden Migrantinnen zu Opfern oder gewinnen sie durch die Migration? Migrantinnen arbeiten weltweit häufig in untergeordneten, prekären, ungeschützten Arbeitsverhältnissen. Sie müssen nicht selten einen Statusverlust gegenüber ihrem sozialen Status im Herkunfts-

land hinnehmen (Brooks/Simpson 2013, 167; Morokvašić 2013, 37). In den 80er Jahren und in den frühen 90er Jahren des 20. Jh.'s wurde, wie Hondogneau-Sotelo berichtet, Migrantinnen in den USA zudem als Bedrohung betrachtet. Sie schreibt: »[...] the ›immigrant danger‹ was largely seen as a feminine one. The bodies of immigrant women – namely poor immigrant women, women of colour and especially Mexican women – were seen as a threat to the US« (Hondogneau-Sotelo 2013, 241). Solche Phänomene und Beobachtungen unterstützen die Opferthese. Und doch: Frauen sind nicht generell Verliererinnen, behaupten Hess/Lenz (2001, 17). Sie durchbrechen durch ihre transnationale Mobilität Gendergrenzen, wird weibliches Dasein doch an vielen Orten der Welt mit Immobilität und Passivität assoziiert (Morokvašić 2009, 28). Weitere Formen von Widerständigkeit, die die tradierte Genderordnung aufweichen, werden im Verlauf dieses Abschnitts diskutiert.

Ich werde im Folgenden zunächst auf den Zusammenhang von Arbeit, Migration, Gender eingehen, der wesentlich die These von der Feminisierung von Migration begründet. Bewegte Geschlechterverhältnisse im Zeichen von Migration werden anschließend behandelt. Abschließend stelle ich Forschungsperspektiven vor, die in der gendersensitiven Migrationsforschung für die Analyse der Beziehungen zwischen Gender und Migration vorgeschlagen wurden.

Auch zum Thema dieses Abschnitts liegt ein großes Spektrum an Diskursen und Forschungsergebnissen vor, die in diesem Rahmen nicht aufgearbeitet werden können. Ich konzentriere mich auf englisch- und deutschsprachige Werke, die Fragen ansprechen, die bezogen auf das hier verfolgte Forschungsinteresse von Relevanz sind. Aufgrund der in der vorliegenden Literatur verfolgten Perspektive, konzentrieren sich die Überlegungen auf Frauen.

2.4.1 Arbeit und Gender im Zeichen von Migration

Die Beteiligung von Frauen an der Arbeitsmigration ist Laura User und Natalia Ribas-Mateos zufolge der Zunahme der globalen Produktion und den verschlechterten Arbeitsbedingungen im globalen Süden sowie der gestiegenen Nachfrage nach Reproduktionsarbeit in den industrialisierten Ländern des Nordens geschuldet (User/Ribas-Mateos 2013, 9). Das habe zu einem Süd/Nord, aber auch zu einem Ost/West-Transfer u.a. von reproduktiver Arbeit geführt, wie wir ihn derzeit beobachten können (ebd.; Hondogneau-Soletto 2013, 236).

Der hohe Stellenwert, den Arbeit in der einschlägigen Migrationsliteratur einnimmt, erklärt sich nicht nur dadurch, dass Migrant*innen in den Migrationsländern in vielen Branchen als Arbeitskräfte unverzichtbar sind, sondern auch dadurch, dass Erwerbsarbeit für sie selbst oberste Priorität genießt. Eine syrische Migrantin, die in Syrien als Dramaturgin ausgebildet worden war und im Migrationsland diesen Beruf weiter ausüben will, erklärte im Interview: »Die größte Angst, die ich habe, (ist), wenn ich keine Arbeit finde«. Mit der Erwerbsarbeit sind eine Reihe von Ansprüchen und Möglichkeiten verknüpft, die die Lebenssituation von Migrantinnen stabilisieren wie meist Kranken- und Sozialversicherung, die Eröffnung eines Gehaltskontos, regelmäßiges Einkommen, soziale Kontakte und die Steigerung des Selbstwertgefühls.

Die zitierte syrische Migrantin zielt auf ein berufliches Engagement in einem qualifizierten Arbeitssektor ab. In der Regel stehen Migrantinnen, so Maria do Mar Castro Varela vorwiegend solche Arbeitsplätze zur Verfügung, die sog. frauentypische Eigenschaften erfordern wie Fingerfertigkeit, Geduld, Kommunikationsfähigkeit (do Mar Castro Varela 2003, 20). Als typische Arbeitsfelder von Migrantinnen werden der Dienstleistungsbereich wie Pflege, häusliche Arbeit, Prostitution, das produzierende Gewerbe und Kleinhandel genannt (User/Ribas-Mateos 2013, 1; Morokvašić 2009, 29). Insbesondere die starke Zunahme von Erwerbsarbeit im Bereich häuslicher Arbeit, findet in wissenschaftlichen Studien große Aufmerksamkeit. Hondagneu-Sotelo schreibt:

»[...] legions of women (.) criss-cross the globe, from south to north, from east to west in order to perform paid domestic work. [...] Women from countries as varied as Peru, the Philippines, Moldavia, Eritrea and Indonesia are leaving their families, communities and countries to migrate thousands of miles away, to work in the new worldwide growth industry of paid domestic work and elder care« (Hondagneu-Sotelo 2013, 237).

Die Care-Arbeit wird häufig in Form eines Rotationssystems, auch »global chains of care« (User/Ribas-Mateos 2013, 10) genannt, organisiert (Morokvašić 2009, 43ff.). Es beinhaltet, dass sich Frauen in der Betreuung z.B. alter Menschen im Migrationsland ablösen. Migration wird zu einem Lebensstil; »das Zuhause zu verlassen und fortzugehen wird paradoxerweise zu einer Strategie, um zuhause zu bleiben, die Alternative zur Emigration« (Morokvašić 2009, 43). Im Rahmen des Rotationssystems entwickeln die Frauen eine transnationale Doppelpräsenz und forcieren damit die Entstehung transnationa-

ler soziokultureller Räume. Die Delegation von häuslichen und Pflegearbeiten an Migrantinnen unterstütze außerdem die zunehmende Chancengleichheit zwischen Männern und Frauen in den Migrationsländern (a.a.O., 36). Bezogen auf die Geschlechterordnung in der BRD behauptet do Mar Castro Varela: »Migrantinnen funktionieren gewissermaßen als Katalysatoren für die Emanzipation und berufliche Besserstellung bundesdeutscher Frauen« (do Mar Castro Varela 2003, 17); Rodrigues 2016, 157)¹¹.

Während der Reproduktionsbereich eine hohe Präsenz von Migrantinnen aufweist, ist der Kleinunternehmerstatus nach Morokvašić für männliche Migranten reserviert, auch wenn es zuweilen Migrantinnen als Unternehmerinnen gibt (Morokvašić 2009, 34). Frauen sind häufig in solche, von Männern geführte Unternehmen, als kostenlose Arbeitskräfte involviert. Es wird, so das Ergebnis einer Feldstudie in der Textilproduktion in Paris, erwartet, dass Frauen aus der Familie ohne Bezahlung mitarbeiten z.B. Näharbeiten als Erweiterung der Pflichten von Frauen im Haushalt übernehmen (ebd.). Morokvašić zitiert eine Interviewpartnerin aus ihrer Studie: »Er bringt die Arbeit, die gemacht werden muss, nach Hause. Ich arbeite und arbeite einfach. Er nimmt die Arbeit wieder mit, bekommt das Geld, ich weiß nicht, von wem, ich weiß nichts, ich habe nichts (ebd.; Morokvašić, Feldnotizen, Textilsektor Paris, 1984).

Aus der Sicht von Migrantinnen hat die Erwerbsmigration, so darf man annehmen, verschiedene kontrastierende Effekte. Migrantinnen sind, wie beschrieben, mehrheitlich auf den untersten Ebenen der Beschäftigungsskala vertreten. Sie nehmen häufig eine Deklassierung in Kauf, die manchmal paradoxe Züge hat, wie Morokvašić herausgefunden hat. Osteuropäische Putzfrauen, Babysitter Haushaltshilfen entstammten selbst der Mittelklasse und hätten als Akademikerinnen in ihrem Herkunftsland einen hohen Status, der aber gering entlohnt werde. Um diesen Status aufrecht zu erhalten, würden sie im Migrationsland eine Deklassierung akzeptieren (Morokvašić 2009, 37). Encarnación Gutiérrez Rodríguez hat darauf aufmerksam gemacht,

11 Allerdings bedeutet das nicht, dass damit schon Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern in Deutschland gegeben ist. Geschlechtsspezifische Ungleichheiten zeigen sich nach wie vor im Erwerbsbereich in Form eines geringeren Frauenanteils in qualifizierten und Führungspositionen, in einer fehlenden Lohngerechtigkeit sowie auch darin, dass in westlichen Industrieländern auch berufstätige Frauen zusätzlich für reproduktive Arbeiten in den Familien zuständig sind. Daran ändert die Delegation dieser Aufgaben an Migrantinnen nichts.

dass die Arbeits- und Lebenssituation von Migrantinnen nicht nur aus der Gendersperspektive, sondern auch aus der Perspektive der »Kolonialität der Macht« (Rodríguez 2016, 162) zu betrachten ist, der eine rassifizierte Logik eigen sei. Dies schlage sich in Einreise- und Niederlassungsbestimmungen, in der Nichtanerkennung von Schul- und Ausbildungsabschlüssen nieder und erhöhe für Migrantinnen das Risiko »prekäre(r), unsichere(r) und ausbeuterische(r) Arbeitsbedingungen« (a.a.o., 163).

Andererseits können Grenzüberschreitungen zum Zwecke der Erwerbsarbeit die Emanzipation fördern, indem sich die Chancen erhöhen, etablierte Normen im Geschlechterverhältnis in Frage zu stellen (a.a.o., 29). Die Teilhabe am Arbeitsmarkt im Migrationsland stärke die Verhandlungsmacht von Frauen auch im Herkunftsland (a.a.o., 32). Das resultiere wesentlich aus ihrem Beitrag zur wirtschaftlichen Lage der Familie, indem sie sich an der Erwirtschaftung des Haushaltseinkommens beteiligen, wie Dobrochna Kalwa in einer Studie über polnische Migrantinnen, die in bundesdeutschen Haushalten arbeiten, festgestellt hat (Kalwa 2010, 164). Aus diesem Beitrag leite sich ab, dass sie bei der Verwendung des Geldes mitredeten (ebd.). Zusätzlich würde sich durch das Erlernen neuer Fähigkeiten z.B. in der Pflegearbeit, durch den Erwerb von Sprachkenntnissen und das Wissen um neue Lebensstile das kulturelle Kapital von Migrantinnen erweitern (ebd.). Zu diesen Beobachtungen wiederum kontrastiert, dass die Bildungsbeteiligung junger Migrantinnen, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, seit den 60er Jahren zwar stetig gestiegen sei, sich aber nicht positiv auf den Arbeitsmarkt niederschlage (do Mar Castro Varela 2003, 18). Dies illustrieren auch Erfahrungen einer Migrantin aus der Studie »Transnational leben«, die in Mauritius geboren ist, in Madagaskar den Bachelor in Germanistik gemacht hat, in Deutschland ein Magister- und Promotionsstudium abgeschlossen hat, Auszeichnungen für ihre akademischen Leistungen erhalten hat, zwischendurch Jobs ausübte, aber nie eine unbefristete Stelle bekommen hat. Ihre Erfahrungen bilanzierend, stellt sie fest: »Ich muss dreimal mehr tun – am Ende konnte ich keine Früchte tragen [...]. Dadurch, dass ich fremd – Ausländerin bin und fremd aussehe, ich bin nicht gut genug [...]. Ich weiß nicht, wo ich mich jetzt noch bewerben sollte«.

2.4.2 Geschlechterverhältnisse in Bewegung

Migrationsflows im Zuge von Globalisierungsprozessen setzen immer auch gender- bezogene Bedeutungen wie Körper- und Sexualitätsimages, Selbst-

und Fremdbilder sowie Beziehungsmuster in Bewegung (Hess/Lenz 2001, 21). In diesem Abschnitt diskutiere ich, inwieweit Migration Einfluss auf Geschlechterkonstruktionen und Geschlechterverhältnisse nimmt. Da sich Medien weltweit als Instrumente und Bühnen kultureller Flows zeigen und als solche Genderordnungen beeinflussen, wird ihr genderrelevantes Bewegungspotential gesondert betrachtet. Es ist nicht auszuschließen, dass es zu Überschneidungen mit Ausführungen im vorangegangenen Abschnitt kommt, weil Genderkonstruktionen eng mit der Arbeitssituation von Migrantinnen zusammenhängen. Die Argumentationslinie im Folgenden ist geprägt von zwei Fragen, die Laura User und Natalia Ribas-Mateo aus der Perspektive eines »agency-based-approach« (User/Ribas-Mateo 2013, 16) gestellt haben: »Does it (migration, the author) transform gender relations? And what can be said of the process of empowerment?« (ebd.).

Zwischen Migrations- und Herkunftsland

Levitt/Glick Schiller schlagen einen transnationalen Rahmen zur Untersuchung der Situation von Migrant*innen vor, was sie wie folgt begründen:

»(.) we propose that [...] the nation-state container view of society does not capture, adequately or automatically, the complex interconnectedness of contemporary reality. To do so requires adopting a transnational social field approach to the study of social life that distinguishes between the existence of transnational social networks and the consciousness of being embedded in them« (Levitt/Glick Schiller 2009, 185).

Sie plädieren für eine »transnational social field theory« (ebd.), die zwischen »ways of being and ways of belonging« (a.a.O., 187) unterscheidet. Ein solcher theoretischer Ansatz rückt den transnationalen Alltag und die damit verbundenen Aufgaben und Belastungen von Migrantinnen ins Blickfeld. Catarino/Morokvašić weisen nach Sichtung verschiedener Arbeiten über Migrantinnen darauf hin, dass diese neben ihrer Erwerbsarbeit im Migrationsland vorrangig auch die Sorge für ihre Familie im Herkunftsland übernehmen:

»The typical traditional gender order remains unchallenged, even though (or precisely because) the father or the partner has actually taken over the household in the wife's absence. When the new post-socialist superwoman mother worker is back, things have to ›return to ›normal‹ and, of course, it is she who does everything, even though it may take half of her vacation« (Catarino/Morokvašić 2013, 257f.).

Catarino/Morokvašić beziehen diese These, obwohl sie es nicht ausdrücklich sagen, auf Migrantinnen aus ehemals sozialistisch-kommunistisch geprägten Ländern. Die Gesamtbelastung von Migrantinnen erhöhe sich in dem Maße als die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung unangetastet bleibt (Morokvašić 2009, 36). Sie verstärke sich sogar noch häufig dadurch, dass ihre transnationale Lebensgestaltung in ihrer sozialen Umgebung im Herkunftsland auf Kritik stößt, »denn ›Frauen in Bewegung‹ (sind) einer moralischen Stigmatisierung ausgesetzt« (a.a.O., 28). Sie wehren sich gegen diese Kritik, so Morokvašić, indem sie argumentieren, dass sie durch die Erwerbsarbeit in einem anderen Land ihren Kindern eine bessere Bildung und Ausbildung ermöglichen wollen (a.a.O., 38). So entwerfen sie das Bild von der guten Mutter, die die Zukunft ihrer Kinder im Auge hat, das sie dem Bild der abwesenden bösen Mutter entgegensetzen. In Gesellschaften, in denen der Mann gemäß der Geschlechternorm der ökonomische Hauptakteur sein soll, gehen Frauen vorsichtig mit dieser Rollentransformation um, hat Morokvašić beobachtet (a.a.O., 45). Sie treffen Arrangements, die dem Mann erlauben, sein Gesicht zu wahren (ebd.).

Vieles spricht zunächst dafür, dass sich die tradierte Genderordnung verfestigt, wenn Frauen im Migrationsland betreuend-häusliche Arbeiten verrichten und sie für dasselbe auch im Herkunftsland zuständig bleiben (Kalwa 2010, 167). Doch diese Genderordnung hat Risse bekommen, die es den Migrantinnen nicht unbedingt leichter machen, aber dennoch Zeichen des Wandels erkennen lassen.

Agency und Empowerment

Bereits die Herstellung transnationaler soziokultureller Räume macht Migrantinnen als Akteurinnen sichtbar. Die geschilderten Arrangements, mit denen Frauen ihr transnationales Leben mit tradierten Gendernormen zu vereinbaren suchen, zeigt einmal mehr, dass sie nicht passiv sind, sondern nach einer lebbareren Form der Vereinbarkeit von Familie, Partnerschaft/Ehe, Erwerbsarbeit suchen (Morokvašić 2009, 30). Die Frage ist, inwieweit durch solches Handeln Empowermentprozesse in Gang gesetzt werden. Morokvašić definiert Empowerment im Rahmen von Migration als einen Prozess, der das selbstbestimmte Handeln der Menschen verstärkt insbes. die individuellen und kollektiven Widerstandsstrategien, um sozialen, wirtschaftlichen und politischen Druck abzuschütteln und/oder tragfähige Alternativen zu finden (a.a.O., 30f.). Entscheidend dafür sei, dass es gelinge, die ökonomische

und soziale Position, die in einem politischen Kontext errungen wurde, in soziales, ökonomisches und politisches Kapital in einen anderen Kontext zu übersetzen, so Umut Erel (Erel 2003, 157).

Mit dem Begriff »Kapital« spielt Erel auf das Bourdieu'sche Konzept des kulturellen und sozialen Kapitals an. Das soziale Kapital umfasst soziale Netzwerke, die auf wechselseitiger Anerkennung basieren. Migrantinnen stehen vor der Herausforderung, ihre im Herkunftsland erlernten sozialen und kommunikativen Kompetenzen für den Aufbau neuer Netzwerke im Migrationsland zu nutzen und zugleich die Netzwerke im Herkunftsland zu sichern. Zwar können sie sich dafür auf bisherige Erfahrungen stützen, aber die neuartige Situation eines transnationalen Lebens erfordert, hier wie dort eine Abstimmung, wenn nicht Neugestaltung von Handlungsstrategien. Mit den Handlungskompetenzen kommt das kulturelle Kapital ins Spiel, das Bourdieu als Habitus konzeptualisiert. »Habitusformen« sind nach Bourdieu »Systeme dauerhafter und übertragbarer Dispositionen, die als strukturierende Strukturen fungieren d.h. als Erzeugungs- und Ordnungsgrundlagen für Praktiken und Vorstellungen (Bourdieu 1987, 97). Diesem Habitusbegriff scheint die Annahme zugrunde zu liegen, dass Menschen in gleichbleibenden oder ähnlichen Kontexten agieren, denen die erlernten Dispositionen angemessen sind, was bei Migrant*innen gerade nicht der Fall ist, mehr noch: Transnationales Leben bedeutet, dass man sich abwechselnd oder zuweilen fast zeitgleich (z.B. im Verlauf von Videocalls) in unterschiedlichen Kontexten bewegen und bewähren muss. Es ist anzunehmen, dass die im Herkunftsland entwickelten und gefestigten Dispositionen eine Basis bilden, die aber, wie Erel es ausdrückt, in einen neuen Kontext übersetzt werden müssen. Die Geschichte von Anina, eine Migrantin aus Algerien, kann das illustrieren. Anina kommt, wie sie in der Studie »Transnational leben« erzählte, aus einer »feministischen Familie«; ihre Eltern seien politisch aktiv, was ihr Denken und Handeln geprägt habe. Als im Zuge des algerischen Bürgerkriegs von Mädchen das Tragen eines Kopftuches verlangt wurde, verließ sie als 15-Jährige Algerien, um über Tunesien und Frankreich in Deutschland anzukommen, wo sie Übersetzungswissenschaft studierte. Sie wollte nach dem Studium in internationalen Organisationen arbeiten, was ihr bis zum Zeitpunkt des Interviews noch nicht gelungen war. Stattdessen war sie u.a. als Leiterin von Workshops für migrantische Jugendliche tätig, die sie für Themen wie Gleichberechtigung, Patriarchat, Religion zu sensibilisieren suchte. Diesen vorläufigen Weg kommentiert sie wie folgt: »Wenn ich die Welt nicht von oben bewegen kann, dann versuche

ich sie doch mal von unten zu bewegen«. Als roter Faden zieht sich durch das Leben von Anina ihre feministische Orientierung, die die Fähigkeit zur Identifikation von geschlechtsspezifischer Diskriminierung und Ungleichheit, von Kritikkompetenz und Widerstandskraft sowie ein bestimmtes Selbstbild beinhaltet. »Ich bin eine kleine Rebellin«, sagt sie von sich. Im Sinne des Habituskonzepts konnte Anina durch ihre familiäre Sozialisation Dispositionen erwerben, die ihr als Quelle für aktuelle Einschätzungen und Praktiken dienen. Allerdings kann sie und das markiert einen Unterschied zu Bourdieu, diese Dispositionen nicht einfach übernehmen, sondern muss sie im Hinblick auf ihre Lebenssituation im Migrationsland und die dort gegebenen Möglichkeiten und Hindernisse verändern.

Anina entfaltet ihre Empowermentstrategien in Bildungsinstitutionen und damit auf gesellschaftlichen Bühnen. Morokvašić, die familiäre Kontexte im Blick hat, konstatiert das Empowerment von Frauen auch dort. Orte des Empowerments sind für sie die Arrangements, die Frauen treffen, wodurch sie einerseits den an sie gestellten Rollenerwartungen entgegen kommen, um sich andererseits dadurch ihre Mobilität zu sichern, die ihnen auch Freiheitschancen beschert. Ihre These: Frauen stützen sich auf eine Ordnung der Geschlechterbeziehungen, in der Männer privilegiert sind und nutzen diese Ordnung für sich, anders gesagt: sie nutzen sie, »um sie letztlich von innen zu unterminieren« (Morokvašić 2009, 31).

Neue Selbstkonstruktionen

Erel kritisiert, dass wissenschaftliche Diskussionen über Migration und vor allem über Migrantinnen zu lange nur die entrechtete und unterdrückte Migrantin im Fokus hatten (Erel 2003, 154). Migrantinnen seien aber nicht bloß passive Behälter kultureller Praktiken (a.a.O., 165). Wie im vorangegangenen Abschnitt gezeigt wurde, sind sie immer auch Handelnde und Widerständige. Nala aus der Studie »Transnational leben« zum Beispiel, die wegen einer Partnerschaft ins Migrationsland gekommen ist, entwickelte dort ein breites Handlungsspektrum. Sie gründete eine Reihe von Projekten, das Projekt »Frauen weltweit«, einen wöchentlichen Frauentreff, sie schrieb mit anderen Frauen zusammen ein multikulturelles Kochbuch, sie versucht derzeit in Kooperation mit dem ugandischen Konsulat Partnerschaften zwischen österreichischen Firmen und ugandischen Bauern mit dem Schwerpunkt ökologisches Ressourcenmanagement aufzubauen. In ihrem Herkunftsland gründete sie nach ihrer Migration das Projekt Erwachsenenbildung, das den Einhei-

mischen Kenntnisse im Lesen, Schreiben, Mathematik, Biolandbau, Ernährung im Rahmen einer 2-jährigen Ausbildung vermitteln sollte und schließlich von lokalen Institutionen übernommen wurde. Oder Nabou, die ebenfalls aus privaten Gründen aus dem Senegal migriert ist und heute als Verkäuferin in einem Modegeschäft arbeitet. Die im Migrationsland geschlossene Ehe ist gescheitert, sie erfuhr Demütigungen und Gewalt aus der allernächsten Umgebung. Sie ist geblieben und entschlossen, sich zu behaupten. Sie sagt von sich: »Jemand kann schon versuchen, mich runterzukriegen, aber ich werde immer hochkommen. [...]. Ich bin eine Löwin [...]. Was wirklich gut ist für mich, das schaff' ich«.

Brooks/Simpson, die Migrantinnen in Südostasien aus den Bereichen Hausarbeit, Unterhaltungs- und Sexindustrie befragt haben, in London polnische Migrantinnen, die im Dienstleistungsbereich (Krankenhaus, Catering, Haushalt) tätig waren und in den USA hispanische Asylsuchende aus Mexiko, kamen zu dem Schluss: »[...] women frequently do not see themselves as ›victims‹ of lack of choice or human trafficking but as active agents in choosing between limited options available to them in life« (Brooks/Simpson 2013, 162). Nicht in allen, aber in vielen Fällen hätten sich Frauen zur Migration entschlossen, weil sie sich davon eine Verbesserung ihrer Lebenssituation versprochen haben (a.a.O., 163) z.B. dadurch, dass sie sich von geschlechtsspezifischen Beschränkungen befreien: »[...] women seek to escape the constraints of a traditional gender order and find new freedom in their host domain« (a.a.O., 161). Gründe wie diese klingen bei Malika an, die Marokko verlassen hat und dazu meint: »Also Gott sei Dank, das war mein Glück irgendwie, dass ich ja mein Leben auch schon allein gestalten und frei, also freie Wahl«.

Im Zuge solcher Entscheidungen verändern sich Selbstkonstruktionen. Migrantinnen geraten an die Nahtstellen von unterschiedlichen Klassen, von ethnisch oder national abgegrenzten Systemen (Erel 2003, 165). Sie handeln neue Grenzziehungen aus und überschreiten Grenzen (ebd.) insbes. auch im Hinblick auf Genderverhältnisse. Brooks/Simpson konstatieren als typische Konsequenz von Migration »the transformation of identity for women migrants in moving from gendered norms and expectations in their country of origin to new identities and lives« (Brooks/Simpson 2013, 159). Ihre Rolle als Grenzgängerinnen prädestiniert sie für die Entwicklung hybrider Genderkonstruktionen (Hess/Lenz 2001, 21), in denen disparate Elemente zusammengeführt werden, »die je nach Umstand ihre Position verschieben oder ihr Verhältnis zueinander ändern können« (Tschernokosheva 2015, 81). Weil Mi-

grantinnen als Transmigrantinnen agieren, geht es um die Durchlässigkeit von Grenzen, um die teilweise Präsenz des Einen im Andern (ebd.). Diese neuen Gender- und Selbstkonstruktionen drücken sich u.a. auch im Anspruch auf Bildung aus, die Migrantinnen insbes. der 2. und 3. Generation neue berufliche Positionen eröffnet. Als solche wollen sie auch gesehen werden, wie Ebru Yurtseven von der Muslimischen Jugend Salzburg in einer Podiumsdiskussion als Forderung an Politik und Wissenschaft zum Ausdruck brachte: »Wir möchten, dass auch an gebildete muslimische Frauen gedacht wird, denn die jetzige Generation der österreichischen Musliminnen ist gebildet, strebt eine akademische Karriere oder Ausbildung an und möchte nicht als unmündige Frau gesehen werden« (Hausbacher/Klaus/Poole/Brandl/Schmutzhart 2012).

Exkurs: Gender, Medien, Migration

Die folgende Argumentation schließt an die im Abschnitt über medienwissenschaftliche Diskurse angestellten Überlegungen an und ergänzt diese durch genderrelevante Aspekte von Medien insbes. von digitalen Medien. Ausgangspunkt ist die von Myria Georgiou gestellte Frage nach der Funktion von Medien als Gegenkräfte zu Ausgrenzung und Marginalisierung, die auch für das hier verhandelte Genderthema von Bedeutung ist, sind Migrant*innen generell und migrantische Frauen im besonderen diesen Risiken ausgesetzt: »(...) how much do uses and appropriations of media and communications counter-balance social and political exclusion and marginalization?« (Georgiou 2012, 192). Ernst geht noch einen Schritt weiter, wenn sie fragt, ob der Cyberspace dazu dient »Geschlechterhierarchien aufzubrechen oder zu zementieren, Geschlechteridentitäten zu festigen oder zu vervielfältigen, mobile Menschen auf ihrem Weg zu behindern oder sie zu unterstützen, neue Wege zu gehen?« (Ernst 2013, 152).

Mobilität, die der Dreh- und Angelpunkt von Migration ist, kann, so ist die einhellige Meinung in gendersensitiven Migrationsdiskursen durch digitale Medien unterstützt werden, die es an jedem Ort und zu jeder Zeit erlauben, über nationale Grenzen hinweg zu kommunizieren. Der niedrigschwellige Zugang und ihre kommunikativen Möglichkeiten korrespondieren dem Bedürfnis, sich in einer vernetzten Welt über räumliche Distanzen hinweg sichtbar und hörbar zu machen (Georgiou 2012, 7595f.). So erweisen sich Medien für Migrantinnen als unverzichtbare Instrumente, die vorrangig von ihnen wahrgenommene Aufgabe zu unterstützen, bestehende soziale Netzwerke zu pflegen und Familienbeziehungen über weite Strecken hinweg auf-

rechtzuerhalten (Ernst 2013, 156). In der Studie »Transnational leben« wurde wiederholt berichtet, dass insbes. die Mütter von Migrant*innen, die in den Herkunftsländern zurückgeblieben sind, über ein Handy verfügen, mit dem sie senden und empfangen. Migrantinnen gründen WhatsApp-Gruppen, an denen die Eltern, die Geschwister und deren Kinder partizipieren. Nala, die auf diese Weise mit ihrer Familie in Uganda in Verbindung bleibt, kommentiert: »[...] weil wir auseinander sind, weit weg leben, für mich hilft es, es ist eine Kommunikation. [...] Wichtig ist, dass wir jeden Tag wissen, uns gibt es«. Die Existenz der Familie wird durch die tägliche kommunikative Bestätigung gesichert. Die digitalen Medien werden, wie Greschke formuliert, zu einem »generativen Teil einer translokalen Lebensweise« (Greschke 2029, 8). Wenn Nala über ihre WhatsApp-Gruppe sagt »für mich hilft es«, dann unterstützt sie ein Argument von Ernst, das besagt, dass die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien als »Werkzeug zum weiblichen (Über-)Leben in der Fremde« (Ernst 2013, 156) dienen. Ernst denkt dabei nicht nur an die Kommunikation mit der Familie, sondern an die digital gestützten Kommunikationsmöglichkeiten generell, die aus ihrer Sicht nicht nur bestehende soziale Netzwerke sichern helfen, sondern für Migrantinnen Zukunftsoptionen enthalten. Sie geht davon aus, dass die Schwierigkeit, in Chatrooms und Online-Diskussionsforen Identitäten zu überprüfen, für Migrantinnen die Möglichkeit für »zukunftsgerichtete Subjektkonstruktionen jenseits von Authentizität« enthält (a.a.O., 157). Die Antwort auf die mit Blick auf Frauen von ihr gestellte, eingangs zitierte Frage, lautet: »Vielleicht gelingt es, mittels Strategien der Verschiebung und Verwischung geschlechtlicher, kultureller, sozialer und sexueller Identität, eine Vielfalt technologisch kompetenter, aktiver und kreativer Subjekte zu begründen« (ebd.).

2.4.3 Gendersensitive Forschungsansätze

In der feministischen Migrationsliteratur spielt die Frage nach veränderten oder neuen theoretischen Zugängen zum Thema »Gender und Migration« eine viel diskutierte Rolle. Der Bedarf dafür wird mit der Kritik an existierenden, in den westlichen Industrieländern entwickelten Ansätzen begründet. Als eine Art Initialzündung für diese Kritik kann der Aufsatz »Can the Subaltern Speak?« (1988) von Gayatri Spivak angesehen werden, in dem sie sich mit den Implikationen poststrukturalistischer Theorien auseinandersetzt, wie sie von Gilles Deleuze, Jacques Derrida und Michel Foucault entwickelt wurden. Sie kritisiert, so Mackenthun, das »symptomatische Schweigen

über den imperialen Kontext« (Mackenthun 2012, 103) dieser Theorien und verweist auf die »Grenzen der stark auf Europa konzentrierten empirischen Grundlagen poststrukturalistischen Denkens« (ebd.). Dies korrespondiere mit exotisierenden westlichen Diskursen über kolonisierte Subjekte, zu denen Migrant*innen zählen; migrierende Frauen sind zusätzlich dem »patriarchalen Diskurs über weibliche Sexualität« (ebd.) ausgesetzt. Daran hat sich, wie Sabine Gatt u.a. im Jahre 2016 feststellten, auch nach fast 30 Jahren (bezogen auf den Erscheinungstermin des Aufsatzes von Spivak im Jahre 1988) nichts geändert: »To this day, the hegemonic discourse of migration is still marked by an explicitly Eurocentric stance and a specifically postcolonial arrogance« (Gatt u.a. 2016, 3) Erol Yildiz macht für diese Positionierung wissenschaftlicher Ansätze ihre (unreflektierte) Verpflichtung auf ein eurozentrisches Weltbild verantwortlich, dem die Annahme zugrunde liegt, »dass die historische Entwicklung, die als charakteristisch für das westliche Europa und das nördliche Amerika betrachtet wird, ein Konzept darstellt, an dem die Geschichten und sozialen Entwicklungen aller Gesellschaften gemessen und (ab)gewertet werden können« (Yildiz, E. 2016, 31).

Die kolonialen Implikationen theoretischer Ansätze haben Konsequenzen für den analysierenden Blick, der auf das migrantische Subjekt gerichtet wird, wie verschiedene Autor*innen festhalten:

- »Eingewanderte Frauen werden auf einen Opferstatus reduziert und als ethnisch-kulturell bedingt handlungsfähig hingestellt« (Riegel 2010, 249).
- Das eurozentrische Weltbild »includes the idea that the woman of colour needs rescuing from the barbaric man of colour« (Gatt u.a. 2016, 3).
- Arbeitsmarktbezogene Diagnosen sehen den Platz von Migrantinnen häufig »ganz unten« und beurteilen ihn als »ganz schlecht«.
- Aus diesem defizitären Blickwinkel bleibt »unerkannt, wie sich die Betroffenen selbst verorten, sich orientieren [...], welche neuen Lebensentwürfe sichtbar werden [...]« (Yildiz E. 2016, 38).
- Schließlich wird übersehen, dass Migrantinnen handlungsfähige Akteurinnen sind, wie im Vorangegangenen dargestellt (Gatt u.a. 2016, 3).

So dringend geboten die Entwicklung von Theorien und Forschungsperspektiven, die den Eurozentrismus überwinden, erscheint, es dürfte schwierig sein, weil sich die kolonial geprägten Implikationen dem analytischen Zugriff widersetzen, handelt es sich doch um Selbstverständlichkeiten des Denkens, die unerkannt ihre Wirkkraft entfalten. Im feministischen Diskurs finden

sich gleichwohl Vorschläge für neue Perspektiven, die theoretische und empirische Engführungen zu vermeiden suchen und die ich im Folgenden skizziere. Der prominenteste Ansatz ist der von Yuval Davis formulierte Ansatz der Intersektionalität: »An intersectional perspective has increasingly been adopted in research on migration experiences, representation/identities and collective mobilizations of migrants [...]« (Catarino/Morokvašić 2003, 258). Intersektionalität ermöglicht das Zusammenwirken von Geschlecht und Klasse, Ethnizität und Migration als miteinander verbundene Machtachsen zu untersuchen, die die Position des Einzelnen bestimmen (Lenz 2012, 54). Die intersektionale Perspektive betrachtet die genannten sozialen Kategorien in ihren »Macht- und Herrschaftsgefügen und fragt, wie Ungleichheit durch eine Verschränkung verschiedener sozialer Kategorien hergestellt wird« (Kannengießer 2012, 31) oder auf einen knappen Nenner gebracht: Sie berücksichtigt verschiedene »soziale Kategorien, die innerhalb der Geschlechterkategorie wirksam werden« (ebd.).

Sigrid Kannengießer schlägt für die Weiterentwicklung einer gendersensitiven Migrationsforschung vor, die intersektionale Perspektive durch die transkulturelle Perspektive zu ergänzen, was sie als »transkulturelle Intersektionalität« (a.a.O., 33) bezeichnet. Während Intersektionalität das Ineinandergreifen verschiedener soziokultureller Kategorien ins Visier nehme, fokussiere Transkulturalität die Vermischung von Genderaspekten aus verschiedenen kulturellen Kontexten. Der Ansatz einer transkulturellen Intersektionalität erhöhe die Chancen, die Hybridisierung von Genderkonstruktionen, wie sie bereits als zukunftsbezogene Entwicklung angesprochen wurde, zu identifizieren. Sie beuge dadurch einer Essentialisierung kultureller Muster vor und verhindere, dass Geschlecht kulturhomogenisierend betrachtet werde (a.a.O., 34).

Gabriele Winker und Nina Degele haben mit der von ihnen entwickelten »intersektionalen Mehrebenenanalyse« (Winker/Degele 2009, 81ff.) ein Konzept vorgelegt, wie aus intersektionaler Perspektive empirisches Material ausgewertet werden kann. Sie unterscheiden in Orientierung an Bourdieu drei Untersuchungsebenen: 1. Gesellschaftliche Sozialstruktur (Meso- und Makroebene), 2. Prozesse der Identitätsbildung (Mikroebene), 3. Kulturelle Symbole wie Wert- und Normorientierungen (Repräsentationsebene) (a.a.O., 18 u. 63). In acht Schritten werden pro Untersuchungseinheit z.B. pro Interview bezogen auf diese Ebenen Analysen des empirischen Materials vorgenommen z.B. wird versucht, soziale Strukturen zu identifizieren, auf die Menschen in einem Interview zustimmend, ablehnend, uneindeutig, indifferent Bezug neh-

men (a.a.O., 85). Es wird auf Wechselwirkungen zwischen den Ebenen und den dort thematisierten zentralen Kategorien wie Geschlecht, Klasse, Ethnizität geachtet. In einer Gesamtschau aller Untersuchungseinheiten z.B. aller Interviews werden Vergleiche zwischen den Ebenen und zentralen Kategorien im Hinblick auf mögliche Verallgemeinerungen herausgearbeitet. Die intersektionale Mehrebenenanalyse liefert methodische Vorschläge zur systematischen Auswertung komplexen empirischen Materials. Sie hat, so scheint mir, ihre Grenzen in der Identifikation von latenten, impliziten, unbewussten Strukturen und Orientierungen. Auch sollte aus meiner Sicht die Unterscheidung der drei Ebenen auf der Basis der Empirie permanent im Hinblick auf eurozentristische Verankerungen dieser Ebenen reflektiert werden.

Ilse Lenz führte als Forschungsperspektive das Konzept Inklusion/Exklusion ein (Lenz 2012, 58). Grundlegend für Inklusion oder Exklusion seien die Dimensionen Verteilung, Anerkennung, Bildung, soziale und politische Partizipation (ebd.). Inklusion, bezogen auf die Dimension Anerkennung zeigt sich z.B. in einer hohen Wertschätzung, die eine Gruppe oder ein Individuum genießt; Exklusion könne sich in der Abwertung oder Stigmatisierung von Gruppierungen äußern, die als weniger wertvoll oder gar als bedrohlich eingestuft werden (a.a.O., 61). Komplexe soziale Ungleichheiten im Kontext von Geschlecht und Migration könnten Lenz zufolge mit dem Konzept Inklusion/Exklusion beschrieben werden (a.a.O. 64).

Auch wenn Lenz auf die Möglichkeit des Wechsels verweist, erscheint mir dieses Konzept zu statisch mit dem Risiko, Eindeutigkeiten zu produzieren. Die Lebenssituationen von Migrantinnen weisen meist ein Gemisch von Elementen der Inklusivität und Exklusivität auf und zudem weitere prägende Elemente, die das Konzept Inklusivität/Exklusivität gar nicht in den Blick bekommt, z.B. Stolz auf die eigene Herkunft, der erfahrenen Demütigungen entgegengesetzt wird, wie in der Studie »Transnational leben« wiederholt beobachtet werden konnte.

Vor dem Hintergrund der vorangegangenen Diskussion möchte ich abschließend folgende Anforderungen an eine gendersensitive Migrationsforschung festhalten:

- eine kritische Auseinandersetzung mit etablierten Wissensordnungen im Sinne der von Said proklamierten »interpretativen Wachsamkeit« (Said zit.n. Yildiz E. 2016, 39)
- Dekonstruktion eurozentrischer Annahmen in der Migrationsforschung
- Absage an binäre Erklärungsmodelle

- die Entwicklung von theoretischen Konzepten und methodischen Instrumenten, die der Hybridisierung von Lebenswelten und Subjektkonstruktionen Rechnung tragen
- Konzeptualisierung von Migrantinnen als Subjekte und Akteurinnen
- die Befreiung der Migrationsforschung aus ihrer Sonderrolle und ihre Etablierung als migrations- und gendersensitive Gesellschaftsanalyse.

